





JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Spiegel des Spuks

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Der Spiegel des Spuks

John Sinclair Nr. 376

von Jason Dark

erschienen am 17.09.1985

Titelbild von David Mattingly

Sinclair Crew

Der Spiegel des Spuks

Wer den Würfel des Unheils besitzt, hat auch die Macht! So jedenfalls lautete das ungeschriebene Gesetz, von dem auch Suko und ich wußten.

Bisher hatten wir uns damit abfinden müssen, den Würfel nicht bekommen zu haben und waren froh gewesen, daß der Spuk ihn noch nicht einsetzte.

Diese Zeit jedoch war vorbei. Er setzte ihn ein. Und wir mußten feststellen, daß alle Waffen, die wir besaßen, gegen die Spiegel des Spuks machtlos waren…

Die siebenjährige Caroline riß die Küchentür so hastig auf, daß ihre am Tisch stehende Mutter erschrak und die Tasse fallen ließ, die sie in der rechten Hand gehalten hatte.
Neben ihrer rechten Fußspitze knallte die Tasse auf den Boden und ging zu Bruch. Die Scherben verteilten sich bis zur Tür hin.
»Kannst du nicht vorsichtiger sein, wenn du die Küche betrittst?«
Caroline holte zweimal tief Luft, ehe sie sprechen konnte. Sie war erregt und rot im Gesicht. »Mummy! Komm! Du mußt kommen, schnell!«
»Wohin denn?«
»Zum Denkmal.«
Mrs. Jackson begriff es nicht. »Wo soll ich hin? Zum Denkmal? Was gibt es denn da?«
»Das mußt du selbst sehen. Es hat sich verändert.« Die lockenköpfige Caroline war völlig durcheinander. Sie hatte Angst, das sah ihre Mutter sofort. Außerdem lag das Denkmal an einem Ort, der sich nicht gerade für einen Spielplatz eignete.
»Gut, ich komme.« Mrs. Jackson hatte andere Dinge zu tun, aber sie konnte ihre Tochter nicht im Stich lassen. Zudem war ihr Mann nicht im Haus. Er hatte im Wald zu tun, um mit einem Vertreter der Regierung die Schäden aufzunehmen, die der saure Regen in den letzten Monaten angerichtet hatte.
Linda Jackson band ihre Schürze ab und zog eine Strickjacke über, da es draußen noch ein wenig kühl war. Viel zu kalt für April, hatten sie im Wetterbericht gesagt. Nach warmen Tagen kam jetzt wieder die Kühle zurück. Mit diesem Thema beschäftigten sich ihre Gedanken. An das Denkmal dachte sie dabei nicht.
Caroline wartete schon draußen. Die Jacksons wohnten sehr idyllisch. Die Gegend war ruhig, der Wald lag nicht weit entfernt, und trotzdem gab es günstige Verkehrsbedingungen.
Caroline war mit dem Rad gekommen. Auch ihre Mutter schwang sich auf den Drahtesel, der an der Hauswand gelehnt hatte. Über einen schmalen Weg fuhren sie, und die Mutter mußte hart in die Pedale treten, um ihre Tochter einzuholen.
»Was hast du denn genau gesehen?« wollte sie wissen.
»Das ist ja so komisch. Ich kann es dir nicht erklären. Es ist wie ein großer Spiegel.«
»Wo denn?«
»Im Denkmal.«
Linda Jackson lachte. Es klang allerdings nicht echt. Sie kannte ihre Tochter sehr gut und wußte auch, daß Caroline keine Spinnerin oder Lügnerin war. Sie besaß zwar jede Menge Phantasie und trieb sich auch oft genug in der Nähe des Friedhofs herum, der natürlich kein üblicher Spielplatz war, aber dieses Gelände wurde schon lange Jahre

nicht mehr als Begräbnisstätte benutzt.

Unter der Erde lagen die sogenannten Helden des Krieges. Die Männer, die in den Schlachten der Vergangenheit ihr Leben gelassen hatten und denen man ein Denkmal gesetzt hatte.

Sie mußten am Wald vorbei. Die Bäume zeigten das erste frische Grün. Klar war die Luft. Der Himmel spannte sich weit über ihnen.

Fetzenartige Wolken bedeckten ihn wie lange Schleier, und die Sonne erinnerte an einen kalten gelben Ball.

Ihre Strahlen wärmten noch nicht so sehr.

An einer Kreuzung fuhr Caroline nach rechts. Somit radelte sie auf direktem Weg dem Heldenfriedhof entgegen.

Über die Unebenheiten des Weges hüpften die Räder hinweg.

Wenig später fielen die Blicke von Mutter und Tochter auf das Gelände, in dem ein Merkmal alles anderes überragte.

Das war das Denkmal.

Groß, kantig und nicht zu übersehen. Es bestand aus einem dunklen Stein, der stets bläulich schimmerte, im Gegensatz zu den grauen, eintönig wirkenden Grabsteinen der Soldatengräber, deren Reihen sich hinter dem großen Denkmal hinzogen.

Von einem Spiegel hatte die Frau bisher nichts gesehen. Da mußte sich Caroline wohl getäuscht haben, aber wenn sie schon einmal da waren, konnten sie auch nachschauen.

Sie radelte direkt auf das Grabmal zu. Um es anfassen zu können, mußte sie eine breite Treppe hoch, vor der beide ihre Fahrräder hinlegten und zunächst stehenblieben.

»Was jetzt?« fragte die Frau.

»Ich habe es gesehen.« Caroline stand da und war blaß geworden.

»Da war ein Spiegel, Mummy.«

»Tut mir leid, Kind, ich sehe keinen.«

Sie nickte. »Doch, da war einer. Ein runder Spiegel. Ich habe ihn genau gesehen. Glaub mir…«

»Und wo soll er gewesen sein?«

Der Arm des Kindes glitt langsam in die Höhe. Ein ausgestreckter Zeigefinger deutete in die entsprechende Richtung und zielte auf die Mitte der breiten unteren Steinhälfte.

Das Ehrenmal bestand aus zwei Klötzen. Der untere war wesentlich breiter, hatte die Form eines Quadrats und mußte den zweiten Stein tragen. Seine rechteckige Bauweise wirkte wie ein Klotz, der jeden Moment kippen konnte, weil er mit dem vorderen Rand der unteren Hälfte direkt abschloß.

Man hatte die Namen der Gefallenen in das Denkmal eingemeißelt. Im Laufe der Zeit war die Schrift verbleicht. Wer jetzt davorstand, konnte kaum noch etwas lesen.

Auch Linda Jackson nicht, in deren Inneren allmählich der Unmut

aufstieg. Sie wandte sich an ihre Tochter, und die Stimme klang dabei sehr scharf. »Caroline, ich weiß nicht, was du da gesehen hast oder gesehen haben willst. Ich jedenfalls kann keinen Spiegel entdecken.«

Das Mädchen bekam traurige Augen. »Wenn ich es dir sage, Mummy. Es war ein Spiegel da…«

»Wo denn?«

»Im unteren Stein.«

»Dann müßte er ja noch zu sehen sein.«

Caroline nickte. »Eigentlich ja, aber ich kann es auch nicht fassen, Mummy. Glaubst du mir nicht?« Die letzte Frage hatte sie flehend gestellt. Sie wollte, daß die Mutter ihr glaubte.

Linda Jacksons Gesicht verhärtete sich. Es nahm dabei einen kalten, abweisenden Ausdruck an, den das kleine Mädchen überhaupt nicht mochte. Sie wußte, daß sich ihre Eltern oft stritten, und dann sah ihre Mutter auch immer so aus wie jetzt.

Mit einer fahrigen Geste strich Linda Jackson durch ihre Kurzhaarfrisur und drehte sich um. »Wir fahren zurück!« erklärte sie.

»Ja. Mummy.«

»Und deinen Spiegel, den kannst du dir…« Linda winkte ab, bevor sie das Rad anhob. »Du weißt schon, Caroline.«

»Sicher…« Auch das Kind hob sein Rad auf, hielt es an der Lenkstange fest und dachte darüber nach, daß alles so verkehrt gelaufen war. Sie hatte den Spiegel gesehen, das war keine Täuschung gewesen, aber es war ihr seltsamerweise nicht gelungen, sich darin zu spiegeln.

Davon hatte sie der Mutter erst gar nichts gesagt.

»Willst du nicht oder kannst du nicht?« Lindas Stimme klang ärgerlich. Sie wollte nicht noch länger an diesem Ort herumstehen, während im Haus Arbeit wartete.

»Ja, ja, ich komme schon.« Das Mädchen schwang sich auf ihr Fahrrad.

Linda war schon vorgefahren. Nur wenige Yards weit kam sie, da holte sie die Stimme ihrer Tochter ein.

»Mummy, der Spiegel!« kreischte Caroline.

Linda bremste. Auf dem trockenen Weg rutschte das hintere Rad weg. Die Frau drehte sich um, schob das Rad dabei mit und wollte zu einer wütenden Erwiderung ansetzen, als auch sie es sah.

Ihre Tochter stand auf dem Fleck. Wieder lag das Rad neben ihren Füßen. Den Arm aber hatte das Mädchen ausgestreckt. Caroline deutete auf die untere breite Hälfte des Denkmals.

Dort hatte sich etwas verändert.

Wie herausgeschnitten, zeigte sich dort ein kreisrunder Spiegel!

Linda Jackson stand auf der Stelle, wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte und merkte nicht einmal, daß ihr die Lenkstange aus

dem Griff rutschte.
Erst als das Rad zu Boden kippte, zuckte sie zusammen, aber sie kümmerte sich nicht um das Gefährt. Ihr Blick galt einzig und allein dem unheimlich wirkenden Denkmal, das sich von einer Sekunde zur anderen so verändert hatte.
Ein Spiegel im Gestein? Oder war es ein Loch?
Sie ging auf ihre Tochter zu und blieb neben ihr stehen. »Ich habe es dir gesagt, Mummy, da war ein Spiegel. Jetzt siehst du es selbst…«
»Ja, Kleine, du hattest recht.«
»Und jetzt?«
Linda schluckte. Sie wußte nicht, welche Antwort sie ihrer Tochter geben sollte, da sie selbst ratlos war. Für so etwas gab es keine Erklärung, das war unmöglich.
»Was willst du jetzt tun, Mummy?« fragte die Kleine.
»Ich weiß noch nicht.«
»Angefaßt habe ich ihn noch nicht.«
»Wieso?«
»Ich… ich meine den Spiegel.«
Die Frau war skeptisch. »Ist es überhaupt einer? Wir müßten uns sehen können, Kind, aber ich sehe weder dich noch mich in der Spiegelhälfte. Da stimmt doch was nicht.«
»Und was ist es dann, Mummy?«
»Ein Loch?«
»Nein, nein. Wir können ja nicht hindurchsehen.«
Da hatte Caroline recht. Wäre im Stein ein kreisrundes Loch gewesen, hätten sie hindurchschauen und die hinter dem Denkmal liegende Grabsteine sehen müssen.
Sie aber sahen nur diesem seltsamen Spiegel, der ihr Bild nichtwiedergab.
Erst jetzt fiel Linda Jackson die Stille so recht auf. Laut war es hier nie gewesen, aber nicht so unnatürlich still wie jetzt. Kein Laut war zu hören, die Ruhe stand über ihnen wie eine Glocke. Nicht ein Vogel zwitscherte im nahen Wald, selbst der Wind schien eingeschlafen zu sein. Am Fuße der Treppe blieb Linda stehen. Sie konnte die Spiegelfläche jetzt besser erkennen und wunderte sich darüber, daß sie wie ausgeschnitten wirkte.
Da mußte jemand besonders geschickt gewesen sein und dieses Stück genau herausgefräst haben.
Linda hatte bereits den ersten Fuß auf die unterste Stufe gesetzt, als sie die Stimme der Tochter vernahm. »Wo willst du hin, Mummy?«
»Ich schaue mir den Spiegel mal an.«
»Wirklich?«
»Ja, weshalb nicht?«
»Das… das ist nicht gut, Mummy. Wer weiß, was da alles lauert. Ich

… ich habe Angst.«

»Deshalb bleibst du auch zurück, Kind.«

»Und du, Mummy?«

»Ich gehe.« Linda hatte sich entschlossen und ihrer Stimme auch einen festen Klang gegeben, damit Caroline die Unsicherheit nicht bemerkte, die auch sie umfangen hielt.

Ihr war das alles unheimlich. Gern hätte sie jetzt ihren Mann dabeigehabt, aber der war unterwegs.

Die Knie zitterten ihr schon, als sie die Treppe hinter sich ließ. Auf der Stirn und der Oberlippe lagen dünne Schweißfilme, obwohl es überhaupt nicht warm war. Vielleicht tat sie auch das Falsche, aber ein Zurück gab es nicht mehr.

Und so schlich sie weiter. Sie hörte das Schaben ihrer Sohlen, auch mal ein feines Knirschen, wenn Steine zerbrachen, und sie entdeckte sogar dünne Spinnennetze auf dem Gestein. Sie hatten sich in den Stufenwinkeln regelrecht festgeklammert.

Je weiter Linda vorschritt, um so größer, wuchtiger und auch unheimlicher kam ihr das Denkmal vor. Dieses verdammte Loch wollte überhaupt nicht dazu passen, denn sie war inzwischen fest davon überzeugt, daß es sich nicht um einen Spiegel handelte. Der Winkel zum Kreis selbst war besser geworden. Sie hätte sich längst in der Fläche erkennen müssen, das war nicht der Fall.

Kein Schatten war zu sehen, keine Umrisse. Die runde Fläche blieb so glatt und glänzend, als hätte sie jemand poliert.

Noch zwei Stufen.

Diesmal steckte sie das Bein weiter vor und nahm die Hindernisse mit einem Schritt.

Jetzt stand sie dicht davor.

Und noch immer konnte sie sich nicht erkennen. Das grenzte schon an Zauberei oder Magie, obwohl sie an diese beiden Dinge überhaupt nicht glauben wollte.

»Mummy?«

Die Stimme ihrer Tochter klang ängstlich und hörte sich an wie ein leiser, im Wind verwehender Schrei.

Linda drehte sich noch einmal um. »Was hast du denn?«

»Komm wieder zurück!« Bittend streckte das Kind die Arme nach vorn. Ihr Gesicht war so blaß geworden. Wie Caroline vor der Treppe stand, wirkte sie irgendwie verloren.

»Gleich, mein Schatz. Ich schaue nur einmal nach.«

»Und dann?«

»Nichts. Ich werde die Fläche berühren. Dann kann ich feststellen, ob sie überhaupt existiert oder ob wir uns alles nur eingebildet haben.«

»Kommst du danach zurück?«

»Sofort.«

»Und sagen wir auch Daddy Bescheid?«

»Sicher.« Linda konnte die Angst des Mädchens verstehen. Auch ihr erging es nicht anders, nur gelang es ihr, als Erwachsene, die Furcht besser zu überspielen.

Um den Spiegel anfassen zu können, drehte sie sich um. Caroline schaute zu und sah nun auf den Rücken ihrer Mutter. Die drückte den rechten Arm nach vorn und näherte sich mit gespreizten Fingern der Spiegelfläche.

Im nächsten Augenblick bekam sie den gewünschten Kontakt. Sie fühlte etwas, einen leichten Widerstand, mehr nicht, und sie drückte ihre Hand noch weiter vor, weil sie die Masse, die ihr weich vorkam, nach innen schieben wollte.

Das gelang nicht. Statt dessen geschah etwas anderes, etwas Unerklärliches und Furchtbares.

Die Hand verschwand.

Ohne sich zu rühren, stand die Frau auf dem Fleck, suchte die rechte Hand und konnte sie doch nicht sehen, weil sie von der glatten, glänzenden Fläche aufgesaugt worden war.

Einfach weg.

Sie sah nur ihr Gelenk und den Beginn des Arms, der bis an die Schulter heranreichte.

Diese Tatsache hatte sie so fasziniert, daß sie nicht mehr an die eventuellen Folgen gedacht hatte.

Das änderte sich schlagartig. Die Angst kam. Sie schoß in ihr hoch. Es war ein brausendes Gefühl, dem sie nicht widerstehen konnte. Dieses Gefühl ließ ihr Herz schneller schlagen.

Zurück. Ich muß zurück. Die Hand muß raus! So dachte sie auf einmal voller Panik.

Nur klappte das nicht.

Sosehr sie sich auch bemühte, es gelang ihr nicht mehr, die Hand aus dem Spiegel zu ziehen. Sie saß einfach fest.

Dabei spürte sie nicht einmal einen Druck, und sie konnte die Finger sogar bewegen.

Nur sehen konnte sie die Hand nicht…

»Mummy, komm doch zurück! Was ist denn?« Carolines Stimme klang gepreßt und zittrig. Das Mädchen spürte etwas von der Furcht ihrer Mutter, die so allein am Ende der Treppe stand und ihre Hand im Spiegel versenkt hatte.

»Ich… ich kann nicht.« Linda hatte leise gesprochen. Sie war nicht einmal sicher, ob ihre Tochter sie überhaupt gehört hatte.

Eigentlich hatte sie noch etwas hinzufügen wollen, das gelang ihr nicht mehr, denn die andere, ihr unbekannte Seite war wesentlich schneller. Eine für sie nicht sichtbare und hinter der Spiegelfläche lauernde Kraft hatte die Kontrolle über sie übernommen, und diese

Kraft machte mit ihr, was sie wollte.

Sie zog Linda zu sich heran.

Dagegenstemmen wollte sie sich noch. Das gelang ihr nicht mehr.

Es war kein schneller, ruckartiger Vorgang, der die Kontrolle über sie bekommen hatte, eher langsam, bedächtig, aber gerade deswegen um so grauenvoller.

So erlebte die Frau das Grauen direkt mit. Linda wurde auf den Spiegel zugezogen, ohne sich dagegen wehren zu können. Ihr Körper kippte nach vorn, die Spitzen der Schuhe schleiften noch über das Gestein, der Arm verschwand immer mehr in der glänzenden Masse, die möglicherweise keine war, und sie sah plötzlich die runde spiegelnde Fläche dicht vor ihrem Gesicht.

Jetzt gab es keine Rettung mehr.

Im nächsten Moment erwischte es sie voll.

Die Spiegelfläche berührte ihr Gesicht. Sie spürte noch die unnatürliche Wärme des Materials und hörte als letztes den verzweifelten Schrei ihrer Töchter.

»Mummy… komm zurück!«

Die Mutter kam nicht zurück. Der Spiegel saugte sie mit seiner grauenhaften Kraft in sich hinein und damit in eine furchtbare, fremde Dimension…

***

Eine andere Gegend, viele Meilen entfernt.

Hohe Hügel, viel Wald, dazwischen Wiesen, ein kristallklarer Bach, der ein schmales Tal durchschnitt, in dem hohe Nadelbäume standen und die Laubbäume frische grüne Blätter zeigten, von denen einige mit ihren Spitzen die Fenster eines Blockhauses berührten, das aus dicken Baumstämmen gezimmert worden war.

Ein Flecken Erde, auf dem man sich wohlfühlen konnte. Eine kleine Idylle in einer hektischen Welt, die für den normalen Menschen jedoch nicht sichtbar war, obwohl sie in Mittelengland lag.

Diese Oase war ein Hort geheimnisvoller Magie, abgestrahlt und ausgesandt von vier Steinen, die wie kantige Finger in die Höhe ragten, sich gegenüberstanden und somit ein Quadrat bildeten.

Menschen wohnten hier. Besondere Menschen, die die Normalität eines Alltags sprengten.

Es waren ein Mann und eine Frau.

Seltsame Namen trugen sie, auf die kein Kind getauft wurde. Der Mann hieß Myxin, die Frau Kara.

Beide waren uralt. Über 10.000 Jahre existierten sie schon und waren nicht gestorben. Eine geheimnisvolle Kraft hielt sie am Leben, und diese Kraft war in einem längst versunkenen Kontinent geboren worden, der den Namen Atlantis trug.

Kara und Myxin stammten aus dem alten Reich Atlantis.
Sie war die Tochter eines Weißmagiers und wurde auch die Schöne aus dem Totenreich genannt. Myxin war auch bekannt als der kleine Magier. Er hatte damals vor dem Untergang auf der anderen Seite gestanden und versucht, mit seinen schwarzen Vampiren die Kontrolle über den alten Kontinent zu bekommen. Das war ihm nicht gelungen. Ein mächtiger Dämon wie der Schwarze Tod wollte es nicht, er war zu Myxins Feind geworden, doch er hatte es nicht geschafft, den kleinen Magier zu vernichten. So war es ihm nur gelungen, Myxin in einen todesähnlichen Schlaf zu versetzen, aus dem ihn zwei Männer namens John Sinclair und Suko erweckt hatten.
Nach einigen Irrwegen und Mißverständnissen hatte sich Myxin bereit erklärt, auf der Seite seiner Lebensretter zu kämpfen, und war für sie zu einem wertvollen Helfer im Fight gegen die Mächte der Finsternis geworden, wobei er durch Kara, die ebenfalls den langen Schlaf hinter sich hatte, Unterstützung bekam.
Die beiden hatten vieles durchgestanden. Manchmal grauenhafte Dinge, aber sie hatten überlebt und sich ein Refugium erschaffen, in das sie sich zurückziehen konnten.
Es war das Gebiet der *flaming stones*, der Flammenden Steine. Gerade sie, deren Herkunft noch weit im Dunkel einer nicht bewältigten Vergangenheit lag, waren für die beiden zu mächtigen Helfern geworden, denn in ihnen steckte eine Kraft, die kaum erklärbar war.
Die Steine reagierten, sie meldeten und sie handelten, aber sie hatten auch manipuliert werden können, wie von einem gefährlichen Dämon namens Arkonada.
Das jedoch lag einige Zeit zurück, und die Steine hatten wieder ihre normale magische Funktion übernommen.
Und wieder erschien an diesem Morgen der glühende Ball einer gewaltigen Sonnenscheibe und schickte seine blendenden Strahlen über das herrliche Land.
Das Licht tupfte über die Kuppen der Hügel, suchte seinen Weg durch das Grün der Bäume und malte helle Streifen auf einem mit Humus bedeckten Waldboden.
Auch in das kleine Tal leuchtete es.
Der Bach wurde ebenfalls nicht verschont, so daß die Stellen, die voll im Licht lagen, wirkten, als wären sie mit einer feinen, glänzenden Schicht aus Gold überzogen.
Auch die Steine, markante Zeichen dieses Tals wurden von den Strahlen erwischt. Ebenfalls ein goldener Glanz lag auf dem Blockhaus, in dem sich Kara und Myxin aufhielten.
Noch schliefen sie.
Sie lagen auf einfachen Betten in einem Raum ohne Luxus, aber der beginnende Tag riß sie aus ihrer Ruhe. Es war fast wie im Märchen,

als erste Sonnenstrahlen schräg durch eines der Fenster fielen, auf dem Boden ihre hellen Spuren hinterließen und weiterwanderten, bis zu einem Bett, in dem die dunkelhaarige Frau lag.

Sie atmete ruhig und gleichmäßig.

Als die ersten Sonnenstrahlen die Frau streichelten, bewegte sie zuerst die langen, dunklen Wimpern, sie klimperte regelrecht mit ihnen, hob dann träge den rechten Arm und hielt ihn wie schützend vor ihr Gesicht.

Die Sonne ließ sich nicht aufhalten. Sie sorgte mit ihrem Schein dafür, daß die Frau geweckt wurde. Und plötzlich setzte sich Kara, die Schöne aus dem Totenreich, mit einem Ruck auf.

Verwundert schaute sie sich um, blinzelte noch einige Male und lächelte dann.

Plötzlich freute sie sich über die Sonne. Sie war der Bote eines herrlichen Frühlingstages, der nach dem langen Regen von allen besonders begrüßt wurde.

Kara stieg aus dem Bett.

Für einen Moment schaute sie auf ihren Partner. Er schlief in einer dunklen Ecke des Raumes.

Kara ließ ihn schlafen. Barfuß schlich sie zur Tür, öffnete und drückte sich lautlos über die Schwelle. So einfach das Blockhaus auch war, es besaß trotzdem einen gewissen Komfort. Dazu gehörte auch eineprimitive Dusche. Sie war in einer kleinen Kammer eingerichtet worden und bestand praktisch nur aus einem großen, mit Wasser gefüllten Bottich, an dessen unterer Seite eine Duschtasse angebracht war. Durch einen Bandzug konnte die Dusche geöffnet werden, dann strömte durch die feinen Öffnungen das Wasser auf den Sauberkeitsfanatiker. Kara ließ ihr langes Nachtgewand fallen.

So wie sie erschaffen worden war, stellte sie sich unter den Bottich und ließ kaltes Wasser über ihren Körper rinnen. Es wäre für jeden eine Freude gewesen, zuzusehen, wie ihr strammer Busen den Strahlen schutzlos ausgeliefert war.

Wenige Minuten später war sie fertig. Nackt hüpfte sie in den Wohnraum. Dort trocknete sie sich ab und zog sich an.

Kara war es gewöhnt, lange Gewänder mit prächtigen Gürteln zu tragen, denn so war sie auch in Atlantis angezogen gewesen. Die Gürtel mußten sein, denn nur sie konnte das Schwert mit der goldenen Klinge halten, das Delio, ihr Vater, seiner Tochter vererbt hatte.

Dieses Schwert war etwas Besonderes. Sie konnte damit kämpfen, es aber auch als magisches Hilfsmittel benutzen, um Dimensionsreisen durchzuführen. Und dies hatte sie oft genug beweisen müssen.

Diesmal streifte sie kein langes Gewand über, sie schlüpfte in eine dunkle Hose und zog einen dünnen Pullover über. Auch das Schwert legte sie nicht an, in dieser friedlichen Welt brauchte sie es nicht.

Mit einer träge wirkenden Bewegung drehte sie sich herum und trat an eines der Fenster, um hinausschauen zu können.

Kara blickte auf den dichten Wald, der das Gelände der Flammenden Steine umgab. Auf dem ansteigenden Hügelboden wuchsen Laub- und Nadelbäume in einer gesunden Einheit.

Es war ein kleines Paradies. Kara hatte sich auch daran gewöhnt, hier zu leben, dennoch sehnte sie manches Mal gewisse Dinge herbei, die für eine normale Frau selbstverständlich waren.

Mal in eine Stadt gehen zu können, einfach nur bummeln, einkaufen, sich umschauen.

Darauf mußte Kara verzichten, denn sie besaß andere Aufgaben, und so sah sie ihr »Alter« nicht einmal als Geschenk an. Oft genug wurde es zu einer schweren Bürde.

Aus der Schlafkammer hörte sie Geräusche. Auch Myxin, ihr Partner, war erwacht.

Der kleine Magier gehörte seit einiger Zeit zu ihr, ohne daß die beiden allerdings ein eheähnliches Leben führten, und Kara hatte hin und wieder darunter gelitten.

In den letzten Wochen hatte sich nicht viel ereignet, aber es lag etwas in der Luft. Die Gegner, einige hatten vernichtet werden können, dabei fünf der sechs Großen Alten, lauerten auch weiterhin, denn trotz aller Mühen waren es ihnen nicht gelungen, den Würfel des Unheils zu bekommen. Den besaß jetzt der Spuk, und er würde ihn auch einsetzen, obwohl er bisher eine nicht erklärbare Zurückhaltung gezeigt hatte. Das jedoch konnte sich blitzschnell ändern, so ruhig, wie es war, blieb es sicherlich nicht immer.

Sie hörte hinter sich ein bekanntes Geräusch. Myxin hatte die Tür geöffnet. Er blieb auf der Schwelle stehen, sagte seinen Morgengruß und fragte: »Du bist schon angezogen?«

»Ja, die Sonne ließ mich nicht schlafen.«

»Mich auch nicht.« Myxin kam näher. »Während eines seltsamen Traumes wurde ich wach.«

Kara drehte sich um. »Wieso?«

Der kleine Magier mit der leicht grünlich schimmernden Haut hob die Schultern. »Ich weiß es nicht mehr genau. Jedenfalls war es kein guter Traum. Ich spürte die Andeutung einer Gefahr.«

Karas Augenbrauen zogen sich zusammen. »Kannst du genauer werden?«

»Leider nicht. Mein Traum war zu verworren, verschwommen. Ich sah und erkannte nichts.«

»Hatte er etwas mit unserer Vergangenheit zu tun?« erkundigte sich der kleine Magier.

»Möglich.« Myxin legte den Kopf in den Nacken, als wollte er nach nur für ihn hörbaren Geräuschen lauschen. »Wir müssen damit

rechnen, daß etwas auf uns zukommt.«
»Sehr bald?«
»Kann sein.«
Kara wandte sich um und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand. »Kann es etwas mit dem Würfel zu tun haben?«
»Damit rechne ich sogar.« Myxin setzte sich auf einen Stuhl. »Der Spuk will die Macht. Den Würfel besitzt er jetzt, auch den Trank des Vergessens, den du so sehr suchst. Durch den Würfel kann er viel manipulieren und Dinge so verändern, daß sie ihm gehorchen…«
»Woran denkst du da?«
»An die Steine, zum Beispiel.« Myxin lehnte sich zurück. »Was Arkonada damals nicht geschafft hat, dürfte für den Spuk, wo er sich jetzt im Besitz des Würfels befindet, möglicherweise ein Kinderspiel sein, wenn du verstehst.«
»Ja, schon. Aber konkrete Hinweise hast du nicht?«
»Nein.«
»Was sollen oder können wir tun?«
»Abwarten.«
Kara schüttelte den Kopf. »Das gefällt mir ebenso wenig wie dir.«
»Stimmt«, gab der kleine Magier zu. »Nur solange wir nicht wissen, wo er sich aufhält, können wir nichts gegen ihn unternehmen.«
»Es müßte doch herauszufinden sein.«
»Wir haben die Versuche mit den Steinen und der Totenmaske unternommen. Einen Erfolg konnten wir nicht erzielen. Das ist nun mal so. Es tut mir leid…«
Kara nickte. Mit einer fahrigen Bewegung wischte sie eine Haarsträhne aus der Stirn. Danach begann sie mit einer Wanderung durch den Raum. Sie ging bis zur Tür, kehrte um und schritt dem Fenster entgegen. Anschließend folgte der gleiche Weg.
Beide dachten nach. Und beide wußten, daß sich der Spuk höchstwahrscheinlich in Dimensionen zurückgezogen hatte, in denen es selbst für sie keinen Zutritt gab. Sogar die Totenmaske, durch die Myxin in die Vergangenheit schauen konnte, hatte versagt, also blieb ihnen nichts anderes übrig, als den Spuk agieren zu lassen.
Abrupt unterbrach Kara ihre Wanderung. Auch Myxin fiel ihr Zustand auf. Er schaute Kara ins Gesicht, das einen sehr angespannten Ausdruck zeigte. Zudem hielt sie die Augen halb geschlossen.
»Was hast du?« fragte der kleine Magier.
»Spürst du es nicht?«
»Nein, was…?«
»Es hat sich etwas verändert!« flüsterte Kara, wobei sich ihre Lippen kaum bewegten. »Ich spüre und sehe es genau. Das Licht ist so anders geworden. Es blendet mich.«
Myxin, der im Schatten saß, schaute zum Fenster. Tatsächlich, das

einfallende Sonnenlicht war nicht mehr so wie vor einigen Minuten.

Es hatte an Helligkeit zugenommen. Man konnte es als strahlend bezeichnen.

»Das Licht der Sonne muß es sein!« hauchte der kleine Magier.

Kara widersprach nicht. Allerdings wollte auch sie herausfinden, wieso dieser Vorgang hatte geschehen können, und sie deutete in Richtung Tür. »Komm, laß uns verschwinden!«

»Und dann?«

»Die Ursache muß draußen liegen.« Kara hatte die Tür bereits geöffnet. »Vielleicht bei den Steinen.«

»Hoffentlich nicht«, hauchte Myxin. Er war schnell. Gemeinsam verließen die beiden das Blockhaus.

Es lag ein wenig abseits und wurde durch herumstehende Bäume geschützt.

Als die beiden diesen Schutz verließen, den kleinen, schnell fließenden Bach erreichten und freien Blick auf die Flammenden Steine bekamen, blieben sie abrupt stehen.

Groß wurden ihre Augen.

Mit allem hatten sie gerechnet, nur damit nicht.

Aus den nach innen gekehrten Flächen der Steine waren glänzende Spiegel geworden…

***

Die siebenjährige Caroline Jackson merkte nicht einmal, daß dicht über ihrem Kopf eine Krähe strich, so sehr hielt sie noch der Spuk des eben Erlebten gefangen.

Ihre Mutter war verschwunden!

Verschluckt, aufgesaugt von einer Fläche, die aussah wie ein runder Spiegel, in dem man sich selbst nicht sehen konnte. Aber sie war nicht mehr da, einfach weg, und Caroline begriff es noch immer nicht.

Sie stand am Fuß der Treppe, hatte den Kopf in den Nacken gelegt und schaute auf das Denkmal.

Ihre Lippen bewegten sich, und sie flüsterte immer wieder dasselbe Wort. »Mutter… Mummy … Mummy …« Der Schock saß tief bei ihr. Das eben Erlebte hatte die Welt des Kindes völlig durcheinandergebracht.

Minuten vergingen.

Von der jenseits der Wiesenfläche liegenden Straße her hörte sie das Geräusch eines fahrenden Wagens. Der Fahrer dort rollte vorbei, er sah nichts. Wie hätte er dem Kind auch helfen können?

Es stand allein…

Der Vogel kehrte zurück, strich wieder dicht an dem Mädchen vorbei und stieg in den blauen Frühlingshimmel, als wollte er mit ihm zu einer Einheit verschmelzen.

Der Spiegel veränderte sich nicht. Nach wie vor blieb seine Flächeglatt, ohne Risse, Falten oder Einkerbungen. Er sah so aus, als wäre überhaupt nichts geschehen. Das Mädchen kam sich ebenfalls vor wie in einem Traum, aber die Mutter, die es begleitet hatte, war verschwunden. Daß sie bei ihrer Tochter gewesen war, davon zeugte das am Boden liegende Damenfahrrad.

Die Angst kam von innen. Sie war wie ein gewaltiger Schub, der das Mädchen erfaßte und immer höher gedrückt wurde, bis er auch den Kopf erreichte.

Caroline Jackson spürte den Druck, der sich besonders in ihrer Kehle und hinter den Augen ausgebreitet hatte. Sie kannte auch dieses würgende Gefühl, das sie stets dann überkam, wenn sie die Tränen nicht mehr zurückhalten konnte. So wie jetzt.

Ihre Augen wurden naß. Das Tränenwasser strömte in langen Bahnen auf den schmalen Wangen des Mädchens nach unten.

Caroline stand da und weinte. Sie sprach Worte, rief schluchzend nach ihrer Mutter, die sich nicht mehr melden konnte, weil etwas anderes zu stark geworden war.

Komischerweise kam Caroline nicht auf die Idee, ihr Fahrrad zu nehmen und wegzuradeln. Irgend etwas bannte sie an diesem schrecklichen Ort. Das Mädchen ahnte, daß noch etwas geschehen würde.

Das trat tatsächlich ein.

Es war für Caroline, als würde sich der Spiegel öffnen. Zwar glänzte die Fläche nach wie vor wie poliertes Eisen, aber in ihrem Hintergrund sah sie etwas.

Es war eine Bewegung.

Zunächst kaum zu erkennen, mehr schatten- und schemenhaft, als wären Metalleinschüsse in Bewegung geraten, um sich an einer anderen Stelle wieder festsetzen zu wollen.

Sie wanderten aufeinander zu und wurden mit jeder Sekunde, die verstrich, deutlicher.

Etwas entstand.

»Mummy?« Automatisch sprach Caroline den Namen aus. Sie konnte sich keine andere vorstellen, denn sie rechnete noch immer mit der Rückkehr ihrer Mutter.

Antwort bekam sie keine.

Dafür änderte sich die Form der Einschlüsse innerhalb des Spiegels. Sie wurden zusammengedrückt, so daß sie eine Figur bilden konnten, die einem Halbkreis glich.

Damit könnte das Mädchen noch immer nichts anfangen, auch nicht mit den bogenförmigen Auswüchsen zu beiden Seiten der Halbkugel, die nie ruhig blieben und anfingen zu zittern.

Gleichzeitig wurde die Fläche dunkler.

Caroline spürte, daß etwas auf sie zukommen würde. Sie ging zurück, dachte nicht mehr an ihr Rad, stolperte darüber und fiel zu Boden. Sie lag auf dem Rücken, die Beine schwangen in die Luft, und sie drückte ihren Körper wieder vor.

Diese kleine Zeitspanne hatte ausgereicht, um dem Spiegel in ein Denkmal zu verändern.

In seiner kreisrunden Fläche malte sich genau der Gegenstand ab, der sie im nächsten Augenblick lautlos verließ.

Es war eine riesige Spinne.

Groß wie ein Bernhardiner, dabei asphaltgrau, mit acht Beinen, die winkelartig vom Körper abstanden, mit den Enden den Boden berührten und sich zuckend in Bewegung setzten.

Die Spinne verließ den Spiegel. Es geschah mit einem groteskanmutenden Sprung. Auf einmal stand sie im Freien und wartete für einen Moment auf der obersten Stufe.

Caroline hatte sich wieder fangen können. Sie wäre am liebsten weggelaufen, vor diesem Monster mußte sie einfach Furcht haben, wenn es da nicht etwas gegeben hätte, das für sie unfaßbar war und sie kaum glauben wollte, obwohl es existierte.

Die Spinne besaß einen Kopf.

Sogar mit einem Gesicht.

Und das kannte Caroline nur zu gut.

Es gehörte ihrer Mutter!

***

Der sehr frühe Termin im Innenministerium hatte mich zeitigaufstehen lassen. Zu Dienstbeginn stand ich bereits auf der Matte, hatte einige Kontrollen über mich ergehen lassen müssen und war schließlich bei einem verantwortlichen Sektionsleiter gelandet, der sich mit dem IRA-Terrorismus beschäftigte.

Ich hatte seine Fragen beantwortet, denn Suko und ich waren bei unserem letzten Fall mit dieser verbrecherischen Begleiterscheinung des Terrorismus konfrontiert worden.

Ich mochte den glatzköpfigen Typ hinter dem mit Telefonen überladenen Schreibtisch nicht, und diese Antipathie beruhte auf Gegenseitigkeit. So hielt sich unserer Dialog immer nur in dienstlichen Bahnen. Er dauerte zum Glück nicht länger als eine Dreiviertelstunde.

»Sollten noch Fragen sein, werde ich Sie anrufen«, sagte der Typ zum Schluß und erhob sich.

Er reichte mir kaum bis zur Schulter und besaß einen Kugelbauch.

Ich winkte lässig ab. »Ich bitte *nicht* darum!«

Er war irritiert. »Was sagten Sie?«

»Schönen Tag noch, Mister.«

Im Flur atmete ich tief durch. Auf dem Gang hockte ein

Uniformierter, wahrscheinlich ein Wächter. Böse schaute er mir entgegen. Ich hatte an diesem Morgen gute Laune, begann plötzlich zu bellen, und der Kerl schreckte zusammen, als hätte ihm jemand eine spitze Nadel in sein Hinterteil gestoßen.

Sein Blick irrte ab, als er meine Stimme hörte: »*Ich* bin der Hund, Meister, keine Panik.«

Der Knabe sprang auf. »Finden Sie sich witzig?«

»An einem Tag wie diesen immer. Schauen Sie mal aus dem Fenster. Wir haben Frühling.«

»Na und?«

Während ich auf den Lift wartete, unterhielt ich mich weiter mit dem Aufpasser. »Bei diesem Wetter sollte man dichten.«

»Das sagen Sie, wie?«

»Klar.«

»Dann dichten Sie doch! Meinetwegen auch die Rohrleitung, aber lassen Sie mich in Ruhe.«

Der Lift war da, Die Türen öffneten sich. Im Hineingehen sagte ich noch. »Geben Sie acht. In drei Jahren haben Sie Magengeschwüre, wenn Sie sich so weiterärgern.«

Seine Antwort hörte ich nicht, da die beiden Türhälften vor meiner Nase zusammenklappten.

Ich rauschte nach unten. Wenig später hatte ich den alten, muffig riechenden Bau verlassen. Der Bentley stand auf dem bewachten Parkplatz.

Ich war froh, wieder abdüsen zu können, auch wenn die Büroluft beim Yard ebenfalls ziemlich trocken war, aber dort arbeiteten wenigstens andere Menschen in meiner Nähe.

Wie Glenda Perkins und Suko.

Mit dem Autotelefon stellte ich eine Verbindung zu meiner Sekretärin her und kündigte mein Eintreffen an.

»Was habe ich damit zu tun?«

»Sei doch nicht so grantig, kleine Glenda. Du hast noch Zeit genug, um Kaffee zu kochen.«

»Und das soll ich tun?«

»Ich bitte darum.«

»Mal sehen.«

»Ist Suko noch da?«

»Ja, er sitzt und schaut.«

»Wohin denn? Doch nicht in deinen Ausschnitt?« Ich lachte los.

»Nein, das tut er nicht. Er heißt schließlich nicht John Sinclair und weiß, was sich gehört.« Mit dieser Antwort legte Glenda auf.

Mein Freund und Kollege Suko schaute noch immer, als ich die Bürotür aufriß. Zuvor hatte ich den leeren Sekretariatsraum durchquert und Glenda nicht gesehen, dafür aber den frischen Kaffee

gerochen. Sie war doch ein liebes Mädchen.

»Der Frühling kommt!« rief ich.

Suko verzog die Lippen. »Ich sehe nur dich.«

»Das ist das gleiche. Und mir ist auch ein Gedicht eingefallen. Möchtest du es hören?«

»Wenn es dich erleichtert!« Suko breitete die Arme aus. »Bitte sehr.«

»Hör zu.« Ich blieb vor dem Schreibtisch stehen. »Wenn die Eier werden billiger und die Mädchen williger – und wenn dem Knaben juckt der…«

»Laß es!« Das hatte nicht Suko gesagt, sondern eine Frau, die lautlos hinter mich getreten war. Ich drehte mich um. Glenda stand vor mir. Auf einem Tablett trug sie eine Tasse Kaffee.

»Dir muß wirklich das Fell jucken. Deine Gedichte sind ja schon jugendgefährdend. Du weißt selbst, wie sich die Behörden…«

»Hör lieber auf«, winkte ich ab, »und sag mir lieber, wie es möglich ist, daß du schon wieder etwas Neues trägst. Wo hast du das gekauft?«

»Erstens ist die bunte Bluse noch vom letzten Jahr, die weiße Hose ebenfalls, und den roten Pullunder habe ich selbst gestrickt. Zufrieden?«

»Erst nach dem Kaffee.«

»Egoist.« Ich nahm ihr die Tasse ab. Wir lächelten uns an, und ich sah die Erleichterung in Glendas Blick, daß sie mich wieder im Büro hatte begrüßen können. Unser letztes Abenteuer in Irland hätte mich fast das Leben gekostet.

Ich setzte mich auf meinen Platz. In langsamen Schlucken genoß ich den Kaffee, wobei ich von Glenda und Suko beobachtet wurde.

»Ihr könnt auch einen trinken«, sagte ich.

»Ich habe schon«, meinte Suko.

»Und du?« Glenda schüttelte ihr Haar. Die neue Frisur stand ihr gut, und die farbigen Spangen in der dunklen Pracht lockerten das Ganze auf.

»Weshalb seid ihr so ernst?« fragte ich.

»Wir sind normal«, erklärte mir meine Sekretärin.

»Nur du hast dich verändert.«

»Das glaube ich nicht.« Ich stellte die Tasse weg. »Jetzt mal ehrlich, Freunde. Ist etwas geschehen?«

Suko gab mir die Antwort. Bevor er sprach, nickte er. »Es ist etwas geschehen. Wir haben einen Anruf erhalten. Myxin wollte mit uns reden.«

Ich horchte auf. »Hat sich etwas mit dem Spuk getan?«

»Nein, das nicht, aber etwas anderes ist geschehen. Und zwar bei den Steinen. Sie sind urplötzlich zu polierten Spiegeln geworden…«

***

Caroline sah die Spinne und ihre Mutter. Zwei verschiedenen Dinge, aber ein Monstrum. Die Spinne trug den Kopf ihrer Mutter, daran gab es nichts zu zweifeln. Es war der Kopf, die Gesichtszüge, die Augen, die Nase, der Mund, sogar die Ohren und auch die Haare waren noch vorhanden.

Eine grauenhafte Tatsache, die selbst einen Erwachsenen in den Wahnsinn treiben konnte.

Wie mußte sie erst auf ein siebenjähriges Kind wirken?

Caroline wußte nicht, was sie tat. Sie stand da, sah dem Monster entgegen und schrie.

Ein hoher, nicht einmal sehr lauter, dafür aber spitzer Schrei drang aus ihrem weit aufgerissenen Mund, wehte der Spiegelfläche entgegen und verhallte.

Lange konnte Caroline diesen Schrei nicht einhalten. Irgendwann mußte sie wieder Luft holen.

Genau da brach er ab.

Es wurde still. Caroline war allein. Mit sich, ihren Gedanken und dem schrecklichen Spinnenmonster.

Sie wäre am liebsten weggelaufen, doch da war die innere Stimme, die ihr sagte, daß sie bleiben müsse, schließlich befand sich die Mutter in der Nähe, und ihr mußte man helfen.

Aber sie war ein Monster.

»Monster, Monster…«, hauchte das Mädchen, schüttelte sich und mußte mit ansehen, wie sich die acht Beine der Spinne allmählich in Bewegung setzten.

Es geschah zuckend und ruckartig, obwohl der Gang dieses Mutanten gleitend wirkte, als würde die Spinne von einem Faden oder Band gezogen und nicht aus eigener Kraft laufen.

Für sie gab es nur eine Möglichkeit.

Nach vorn!

Da war die Treppe. Mit geschmeidigen, auch schaukelnden Bewegungen glitt sie die ersten breiten Stufen hinab. Das Gesicht der Mutter war für Caroline nun deutlicher zu erkennen. Das Mädchen stellte fest, daß sich die Bewegungen des Körpers auf den menschlichen Kopf übertrugen und dieser im Laufrhythmus schwankte.

Sie kam näher!

Das Gesicht verzog sich. Die Haut hatte eine andere Farbe bekommen. Sie wirkte ebenfalls so unnatürlich grau, wie auch der gesamte Körper mit seinem hornigen Panzer.

Auch die Augen sahen nicht so aus wie die eines Menschen. Pupillenlos waren sie geworden, dafür wirkten sie künstlich und unecht, als wären sie aus zahlreichen Glasstücken zusammengesetzt worden. Sie bewegten sich nicht. Wenn sie aber von einem

Sonnenstrahl getroffen wurden, begannen sie mit einem irrlichternden Funkeln.

Noch stand das Mädchen am Fuße der Treppe und ließ es zu, daß die Entfernung zusammenschmolz. Caroline Jackson wußte, daß sie fliehen mußte, denn die Spinne war nicht gekommen, um sie zu schützen. Solche Monstren wollten immer etwas anderes.

Den Tod…

Aber sie stoppte.

Gerade in dem Augenblick, als sich Caroline zurückwerfen wollte, um die Flucht zu ergreifen. So blieb das Mädchen stehen und schaute ängstlich und mit klopfendem Herzen zu, was die Spinne als nächstes vorhatte.

Sie drehte sich, wobei vier ihrer Beine auf der vor ihr liegenden Stufe Halt fanden. In dieser Lage verharrte dann auch das Monstrum.

Irgendeinen Grund mußte sie einfach haben, sonst wäre sie weitergegangen, so aber blickte sie auf den Spiegel und harrte der Dinge, die da kommen würden.

Es tat sich etwas.

Innerhalb der Fläche bildete sich abermals ein Muster aus feinen Linien, das erst nach und nach ausgefüllt wurde. Auch Caroline sah dies und stellte fest, daß ihr die Umrisse diesmal bekannter vorkamen.

Da entstand ein Mensch!

Aus einem nicht sichtbaren Hintergrund schob er sich hervor, wurde deutlicher und erreichte genau die obere Spiegelfläche.

Dort malte er sich ab.

Das war ein Mann, ein Mensch sogar. Dunkel gekleidet. Mit einer Hose und einem Hemd, das metallisch schimmerte. Das kleine Mädchen hatte noch nie etwas von einem Kettenhemd gehört, deshalb kam es auch nicht auf den Begriff.

Für einen Moment blieb der dunkelhaarige Mann mit dem schattenhaften Gesicht unbeweglich stehen. Er trug ein Schwert in der rechten Hand, trat einen Schritt nach vorn, hob dabei den Arm, und im nächsten Augenblick stach die Schwertklinge als erste aus dem Spiegel, wobei sie von einem Sonnenstrahl getroffen wurde und genau an dieser Stelle aufleuchtete.

Caroline, die dastand und mit unbewegtem Gesicht beobachtete, atmete laut und manchmal auch stöhnend. Sie hatte jetzt nur noch Augen für den Mann und sein Schwert.

Damit konnte er sicherlich die Spinne töten. Aber wäre dann nicht auch die Mutter vernichtet?

Caroline schüttelte den Kopf. Obwohl ihre Mutter sich auf so grauenvolle Art und Weise verwandelt hatte, durfte der andere sie nicht vernichten. Vielleicht ließ sich ja noch alles rückgängig machen, so daß sie wieder normal wurde.

»Nicht töten!« flüsterte das Mädchen. »Du darfst sie auf keinen Fall töten. Ich will das nicht. Nein…«

Wenn der andere das Kind gehört hatte, was durchaus sein konnte, so zeigte er es nicht. Seine Aufgabe war klar, das bekam Caroline sehr bald zu sehen. Er schritt auf die Spinne zu.

Weit brauchte er nicht zu laufen. Nur mehr eine Stufe trennte ihn von seinem Ziel, neben dem er stehenblieb, das rechte Bein in die Höhe schwang und sich auf den Rücken der Spinne setzte, als wäre sie ein völlig normales Pferd.

Das Mädchen traute seinen Augen nicht. Ihr Gesicht war vor Staunen erstarrt, der Mund stand offen, in den Winkeln hatten sich kleine Speichelbläschen gebildet.

Instinktiv erfaßte Caroline, daß sie der großen Gefahr noch längst nicht entronnen war, denn der andere drehte plötzlich seinen Kopf so, daß er das Mädchen anstarren konnte, während sich die Spinne zur gleichen Zeit umwandte.

Die Blicke trafen sich.

Sie waren hart, fordernd und gnadenlos. Ein Erwachsener hätte vielleicht gesagt, vernichtend.

Das spürte auch die Kleine.

Ihr kam es in den Sinn, nur eines zu tun. Umdrehen, das Rad nehmen und wegfahren. Irgendwohin, wo Menschen lebten, die sie beschützen konnten.

Sie wohnten einsam, am Waldrand, der Vater war Förster und unterwegs im Revier.

Wer konnte ihr helfen?

Caroline schaltete diesen Gedanken ab, da die Spinne sich in Bewegung gesetzt hatte und einen neuen Kurs einnahm.

Der zielte auf sie.

Das Monstrum und der Mann mit dem Schwert wollten ihr beide ans Leben. Trotz ihrer jungen Jahre stand dies für Caroline fest.

Möglicherweise hatte sie sich auch in den letzten Sekunden geistig mehr entwickelt, als innerhalb der letzten zwei Jahre.

Sie sprang zurück, erreichte ihr Rad, stellte es hin und schwang sich auf den Sattel. Beim ersten Fahrversuch verfehlte sie die linke Pedale, schrammte ihren Fußknöchel, doch sie kümmerte sich darum nicht. Sie wollte nur noch weg.

Raus aus diesem Horror!

Das Mädchen fuhr schnell wie noch nie. Manchmal schaute sie auch auf das sich drehende Vorderrad, dann wieder nach vorn auf den schmalen Pfad, dessen Unebenheiten sie Stoß um Stoß im Sattel spürte.

Es war ein verzweifeltes Rennen gegen die Zeit.

Hinter ihr die Spinne, vor ihr der Wald, die Felder oder schmale

Trampelpfade, die nur recht langsam befahren werden konnten.
Jetzt stand Caroline in den Pedalen. Die Angst trieb sie an, ebenso der Wunsch, nicht so zu werden wie ihre Mutter.
Diese Spinne mußte gefräßig sein…
Für einen Moment kam es ihr in den Sinn, einfach in den Wald hineinzufahren. An einigen Stellen wuchsen die Bäume sehr dicht zusammen, da kam das Monstrum kaum durch, aber auch als Radlerin würde sie es dort mehr als schwerhaben.
Deshalb blieb sie auf dem Feldweg, der sich bald gabelte, wobei es links zum Haus ging.
Kurz nur bremste das Mädchen ab, weil sie sich nicht entscheiden konnte, in welche Richtung sie fahren sollte. Caroline warf noch einen Blick über die Schulter zurück.
Die Spinne kam, und hatte bestimmt auch aufgeholt. Auf ihrem gepanzerten Rücken hockte der Mann mit dem Schwert. Er schwang seine Waffe wie ein großer Krieger.
Das Kind fuhr nach rechts, die Angst wurde immer schlimmer.
Dort führte der Weg, wenn man ihn weit genug durchfuhr, bis in die nächste Ortschaft, und da konnte sie unter Umständen Rettung finden, denn dort wohnten Freunde.
Sie war eigentlich schon erschöpft, aber die so schreckliche Angst mobilisierte weitere Kraftreserven in ihr, und so radelte sie mit doppeltem Eifer weiter.
Die Spinne oder deren Reiter waren schlau. Sie hatten freies Feld vor sich und nutzten die Gelegenheit aus, indem sie dem Mädchen den Weg abschnitten.
Caroline erkannte es mit einem schnellen Seitenblick, aber sie sah gleichzeitig noch mehr.
Ihr kam ein Wagen entgegen, ein japanisches Geländefahrzeug der Marke Nissan.
Und so einen Wagen fuhr ihr Vater. Dazu dunkelgrün gestrichen, wie es sich für einen Förster gehörte.
Und er fuhr herbei. Noch weit entfernt, vielleicht hatte der Fahrer das Mädchen auf dem Rad noch nicht entdecken können, das aber würde sich ändern. Der Vater war kein langsamer Fahrer, das wußte Caroline auch. Er würde sie sehr schnell erreicht haben, und das Mädchen trat noch härter in die Pedale.
Es wechselte dabei auch die Fahrbahn. Auf der rechten Seite rollte Caroline weiter. Durch das hastige Treten und die Gewichtsverlagerung nach vorn war es Caroline nicht möglich, das Rad gerade und in der Spur zu halten. Sie fuhr einen Zickzackkurs.
Und sie wurde langsamer.
Die Spinne dagegen schneller.
Der Unbekannte hockte auf ihrem Rücken. Mit Schwertstreichen, die

dicht am Frauengesicht des Monsters vorbeipfiffen, trieb er sie immer weiter an. Die acht Beine bewegten sich schnell und hektisch.

Der andere hatte sich geduckt. Manchmal redete er auf den Mutant ein. Es waren keine normalen Worte. Heiser klingende Laute drangen aus seiner Kehle, und mit diesen rauhen Worten trieb er die Spinne zu immer höheren Leistungen an.

Im spitzen Winkel würde er die Straße erreichen, aber auch der Datsun-Nissan näherte sich.

Wer war schneller? Diese Frage entschied über Leben und Tod eines siebenjährigen Kindes, das allmählich seine Kraft verlor. Die Beine wollten nicht mehr so. Caroline sah das graue Band der Straße vor sich wie eine hin- und herpeitschende Schlange. Das Blut war in ihren Kopf gestiegen. Er rauschte dort und hämmerte hinter den Schläfen. Die Sicht des Mädchens wurde beeinträchtigt, Caroline merkte auch nicht, daß der Lenker immer schwerer wurde und sie ihn kaum noch halten konnte. Die beiden Gummigriffe an den Enden waren feucht vor Schweiß, und jetzt bereits schlug die Lenkstange von einer Seite zur anderen, ohne daß Caroline es eigentlich merkte.

Und auch nicht das Abrutschen!

Plötzlich hatte sie den Halt verloren. Sie rollte noch einige Yards weiter, bis der Lenker plötzlich nach rechts hin ausschlug. Dies geschah in einem solch harten Winkel, daß Caroline nichts mehr dagegen unternehmen konnte.

Sie fiel kopfüber nach vorn.

Zusammen mit dem hinter ihr gebliebenen Rad krachte sie zu Boden, spürte den schmetternden Schlag, und ein gütiger Schutzengel hatte seine Hand über sie gehalten, denn sie prallte nicht mit dem Gesicht auf, sondern mit der linken Schulter und den Ellenbogen, die sie sich aufschrammte.

Sie schrie und weinte. Die Angst peitschte in ihrem Körper hoch, dabei hörte sie außer ihrer eigenen Stimme auch noch andere Geräusche. Typische Bremslaute, die entstehen, wenn Autoreifen über glatten Asphalt radierten.

Der Wagen rutschte näher.

Caroline hatte den Kopf erhoben, sich mit einer Hand aufgestützt und sah das Auto wie einen gewaltigen Koloß, der alles überrennen wollte, immer größer werden.

Würde er sie vernichten?

Der Wagen rutschte. Zwei Männer saßen in seinem höher gebauten Vorderteil. Die Gesichter hinter den Scheiben waren verzerrt.

Fred Jackson, der Fahrer, hatte seine Tochter längst erkannt gehabt, jedoch nicht mit dieser so überraschten Reaktion gerechnet. Da sein Augenmerk nur auf sie gerichtet gewesen war, hatte er die graue Monsterspinne mit dem schwertschwingenden Kämpfer auf dem

Rücken nicht gesehen.

Dafür der Mann neben ihm.

»Daaa!« Sein gellender Alarmschrei fiel zusammen mit dem heftigen Kreischen der Reifen, die graublaue Streifen auf die Asphaltdeckemalten und davon zeugten, was hier geschehen war.

»Caroline!« Ächzend stieß Fred Jackson den Namen seiner Tochter hervor. Er hielt das Lenkrad noch umklammert, obwohl der Wagen schon stand, doch er traute sich nicht auszusteigen, da er seine Tochter wegen der vorgeschobenen Kühlerschnauze nicht sehen konnte. Zudem war der Winkel einfach zu spitz.

Dafür handelte der Mann auf dem Beifahrersitz. Er gehörte zu den Beamten vom Umweltministerium, war mit dem Förster unterwegs gewesen, um sich die Schäden an Ort und Stelle ansehen zu können.

Wuchtig rammte er die Tür auf.

Der Mann hatte Caroline einmal gesehen, und so wußte er auch, wer das Mädchen war, das durch das heftige Bremsen vom Rad gefallen war. Als er nach draußen sprang, sah er im gleichen Augenblick die Monsterspinne und den Reiter.

Sie hatten es nicht mehr weit zur Straße. Die acht Beine der Spinne bewegten sich hektisch. Sie wurde noch schneller, und der Mann hörte sogar die Schreie, die aus dem Mund des Frauengesichts drangen. Sie waren hoch und schrill.

Normalerweise wäre der andere stehengeblieben. So ein Bild bekam er nicht oft geboten, aber er dachte auch an das Mädchen, das irgendwo vor den beiden Vorderreifen lag.

War es tot, lebte es noch?

Der Mann lief hastig hin. Er sah den verkümmerten kleinen Körper, hörte das Weinen, bückte sich und riß Caroline hoch.

Erst jetzt hatte Fred Jackson seine Lethargie überwunden und stieß die Fahrertür auf. Mit einem Satz sprang er nach draußen, schrie den Namen seiner Tochter, eilte auf den Begleiter zu und riß ihm Caroline aus den Armen.

In diesem Augenblick hatte die Monsterspinne den Straßenrand erreicht und betrat die Fahrbahn.

Von nun an überschlugen sich die Ereignisse. Die Spinne und auch der Mann auf ihrem Rücken wollten das Opfer auf keinen Fall aus ihren Klauen lassen und reagierten dementsprechend. Sie stoppten den Lauf kaum und wandten sich dem zu, der ihnen am nächsten stand.

Das war der Naturschützer aus dem Innenministerium. Der Mann drehte sich um, er wollte wieder einsteigen, als er die Spinne praktisch vor sich hochwachsen sah.

Und mit ihr auch den Kämpfer auf ihrem Rücken und dessen gefährliches Schwert.

Die Klinge fuhr nach unten. Wuchtig geschlagen, zielte sie genau auf

den Menschen, der das Falsche machte, nicht zurücksprang, sondern die Arme schützend hob.

Die Wirkung war mörderisch.

Dieses Schwert hielt nichts auf. Erst recht kein menschlicher Arm.

Die Schneide drang hindurch, auch noch weiter, und so mußte Fred Jackson mitansehen, wie der Mann, der ihn auf seinem Trip begleitet hatte, blutend und sterbend zu Boden sank.

Caroline lag auf seinen Armen, Jackson hatte über die Kühlerhaube hinweggeschaut, war noch geschockt, wobei ihm plötzlich klar wurde, daß er als nächster an der Reihe war.

Tatsächlich. Der Spinnenkörper drehte sich.

Und Fred Jackson sah zum erstenmal das Gesicht.

Es gehörte seiner Frau!

***

Myxin, der kleine Magier, hatte seinem Freund dem Geisterjäger John Sinclair Bescheid gegeben und war wieder an den Ort des Geschehens zurückgekehrt.

Jetzt stand er da und starrte wie auch Kara auf die so veränderten Flammenden Steine.

Sie sprachen nicht miteinander. Jeder gab dem anderen Gelegenheit, sich mit den eigenen Gedanken zu beschäftigen und Folgerungen daraus zu ziehen. Eines hatte sich verändert.

Kara trug wieder ihre Waffe. Der Griff des Schwerts mit der goldenen Klinge schaute auf der Scheide hervor, und die feingliedrige, dennoch starke rechte Hand der Frau lag auf dem Griff, als wäre sie damit verwachsen.

Der Tag war bereits fortgeschritten. Noch hatte die Sonne ihren höchsten Stand nicht erreicht, schickte ihre Strahlen in schrägen Winkeln auf die Erde, und auch die Steine wurden nicht verschont, so daß die spiegelnde Fläche selbst zu einer Art strahlender Sonne wurde, so sehr funkelte und gleißte sie.

Zu sehen war nichts.

»Bist du zu einem Entschluß gekommen?« unterbrach Kara nach einer Weile das Schweigen.

»Ich habe mit John gesprochen und ihn gewarnt.«

»Wovor?«

»Vor dem Spiegeltrick des Spuks.«

Kara zuckte zusammen. »Aber du kannst nicht sicher sein, daß er ihn angewendet hat.«

Myxin nickte und widersprach gleichzeitig. »Ich bin mir sicher. Er muß ihn angewendet haben.«

»Ihn kennen nur wenige!« Kara steigerte ihre Stimme.

»Der Spuk ist mächtig.«

»Hat er in Atlantis mitbestimmt?«

»Nein, aber er besitzt den Würfel. Ich traue ihm nicht. John Sinclair habe ich noch nicht eingeweiht, ihm nur gesagt, daß er sich bereithalten soll. Es kann gefährlich werden.«

»Sicher.« Kara lachte hart. »Fragt sich nur, was wir jetzt unternehmen sollen?«

Myxin wurde durch ein schleifendes Geräusch aufmerksam, das entstanden war, als Kara ihre Waffe gezogen hatte.

Sofort ging er zu ihr und faßte nach dem Handgelenk. »Was willst du mit dem Schwert?«

Sie lächelte kalt. »Man könnte die Fläche einritzen.«

»Und die Steine zerstören!«

Myxin hatte so ernst gesprochen, daß Kara aufhorchte. »Wie kommst du darauf?«

»Ich weiß mehr als du. Sie sind sehr sensibel, auch wenn es sich lächerlich anhört. Wenn du versuchst, gegen sie und die fremde Magie, von der sie beherrscht werden, anzugehen, kann es sich zum Gegenteil umkehren. Diese Spiegel sind eine Besonderheit. Man kann sie auch als Dimensionstore bezeichnen…«

»Durch die wir schreiten können?«

»Möglicherweise.«

Myxin hatte eine derartige Betonung in seine Antwort hineingelegt, daß Kara gar nicht erst fragte, ob sie es versuchen sollten. In diesem Falle wußte der kleine Magier tatsächlich mehr. Er hatte in Atlantis die größten Erfahrungen gesammelt, und sie wollte auf seinen Rat hören, das war besser so.

»Gibt es denn keine Chance, es auf eine andere Art und Weise zu versuchen?« fragte Kara dennoch.

»Vielleicht.«

Sofort horchte die Frau auf. »Welche?«

Akustisch gab der kleine Magier keine Antwort. Er griff statt dessen unter seinen Mantel und holte einen ungewöhnlichen Gegenstand hervor.

»Die Totenmaske!« hauchte Kara.

»Was sonst?«

Diese Maske stammte aus dem versunkenen Atlantis. Mancher behauptete, daß man durch sie hinter die Zeiten schauen und Blicke in andere Dimensionen werfen könnte. Was es genau mit ihr auf sich hatte, das sagte auch Myxin nicht. Er hatte die Maske lange gesucht, sie gefunden und setzte sie immer dann ein, wenn eine fremde Magie in der Nähe war.

Man konnte sie als besonderes Stück ansehen. Fünfeckig in der Form. Sie besaß eine Nase, Augenhöhlen, einen sichelartig gekrümmten, schmalen Mund und an den Ecken fünf Augen, die jeweils

inverschiedenen Farben schimmerten.

Blau, rot, violett, braun und grün…

Die genaue Bedeutung dieser Farben war selbst Myxin unklar.

Für ihn zählte allein, daß die Maske auch existierte und sich in seinem persönlichen Besitz befand.

»Und was erhoffst du dir davon?« erkundigte sich Kara leise.

Der kleine Magier zeigte sich unschlüssig. »Ich kann dir auch keine Ergebnisse im voraus verraten«, gab er ehrlich zu, »trotzdem hoffe ich, die Spiegel zu nutzen.«

Kara hatte verstanden, sie fragte trotzdem nach. »Das heißt«, sagte sie, wobei ihr Gesicht einen lauernden Ausdruck angenommen hatte, »du erhoffst dir einen Blick hinter den Spiegel, um die sich dort befindliche Welt erkennen zu können.«

»So ist es.«

»Dann bitte!«

Myxin setzte die Maske auf. Sie veränderte ihn völlig. Er sah aus wie ein kleiner Dämon, der zu irgendeinem Tanzfest schritt, um Menschen in Angst und Schrecken zu versetzen.

Kara wartete.

Myxin ging an ihr vorbei. Seine Schritte waren auf dem Grasboden nicht zu hören. Noch immer schickte die Sonne ihre Strahlen in das kleine Tal und berührte auch die Steine, die sie zu glänzenden, langen Gegenständen veränderte.

Die Flammenden Steine hatten ihre Farbe wegen ihrer roten, feuerartigen Farbe bekommen, die sie annahmen, wenn sie magisch aufgeladen wurden. Davon war diesmal nichts zu sehen.

Myxin trat in das Quadrat. Damit hatte er die magische Zone zwischen den Steinen erreicht. Wenn Beschwörungen durchgeführt wurden, stets innerhalb des Quadrats.

Die Maske veränderte sich nicht. Sie blieb auf Myxins Gesicht, als wäre sie dort festgewachsen. Der kleine Magier ging von einem Stein zum anderen. Er stellte sich dicht davor, daß er sie fast berührte und blickte gegen die Flächen.

Kara ließ ihn nicht aus den Augen. Sie wollte sehen, ob sich an der Maske etwas tat. Das trat nicht ein. Sie blieb, auch die Augen veränderten sich nicht. Kein Strahlen, kein Leuchten sandten sie ab.

Bewegungslos lagen die farbigen Pupillen innerhalb der Masse.

Hatte es überhaupt Sinn, was der Magier dort unternahm?

Er ging zurück.

Es war ein unsicherer Schritt, den er da tat. In den Knien zitterte er, seine Arme hoben sich, die Hände flatterten, und er drehte sich blitzschnell herum.

Schatten flogen über die Spiegel. Zunächst war es nur mehr ein Hauch, für Kara trotzdem zu erkennen, denn die Schatten bewegten

sich dunkel auf der hellen Fläche, aber sie bildeten keine Szene oder Umrisse, so daß die Schöne aus dem Totenreich nichts erkennen konnte.

Vielleicht Myxin?

Noch immer war er sehr unsicher. Sein Gang zeugte davon. Er drehte sich und verließ mit hastigen Schritten die Zone der Magie zwischen den *flaming stones*.

Kara eilte ihm entgegen, legte die Hände auf seine Schultern, schaute ihn an und fragte: »Was ist geschehen? Hast du etwas sehen können?«

Myxin nahm die Maske ab. Der kleine Magier sah blaß aus. Er nicktesehr bedächtig. »Ja, ich habe etwas gesehen. Es ist schlimm, unsere Befürchtungen sind eingetroffen.«

»Der Spuk?«

»So ist es. Zwar habe ich ihn nicht gesehen, aber nur er kann sich so etwas ausgedacht haben. Er ist dabei, die Spiegeltore zu öffnen.«

»Was heißt das?«

Myxin räusperte sich. »Spiegeltore sind Dimensionseingänge. Es gibt sie überall auf der Welt an bestimmten Stellen. Sie sind einfach da, verstehst du? Und sie sind zumeist geschlossen, was sie auch bleiben sollen. Aber es gibt eine Möglichkeit, sie zu öffnen und die Gestalten zu entlassen, die hinter ihnen lauern.«

»Welche Möglichkeit?«

Myxin lächelte verloren. »Der Würfel, Kara. Es ist allein der Würfel. Ihn hat der Spuk manipuliert. Er gehorcht seinem Besitzer. Man kann den Würfel des Unheils verändern, das weißt du. Bisher haben wir nicht viel von seiner Kraft bemerkt, der Spuk wird uns etwas anderes zeigen. Er hat das erste Spiegeltor bereits aufgestoßen…«

»Die Steine hier.«

»Ja und nein. Sie wehren sich noch dagegen, aber auch sie müssen in der fernen Vergangenheit, in der sie entstanden sind, geheimnisvolle Spiegeltore gewesen sein.«

»Hast du etwas Konkretes gesehen?« wollte Kara wissen.

»Leider, und die Warnung an unsere Freunde war gut. Jemand hat bereits ein Spiegeltor verlassen. Der erste befindet sich auf dieser Welt, so grausam sich dies anhört. Ein zweiter und dritter lauern. Es gibt einen Zombie-General, den der Spuk ebenfalls holen wird, dann existieren noch…«

»Hör auf!« rief Kara. »Wo befindet sich der erste?«

»Nicht einmal weit von hier. Ich sah ihn. Er ritt auf einer Spinne, die einen Frauenkopf trägt. Die Frau war zu unvorsichtig. Sie wollte den Spiegel berühren, der hat sie geschluckt. Anders kann ich es mir nicht vorstellen…«

»Und wer genau sitzt auf der Spinne?«

Myxin lächelte. »Ein gefährlicher Dämon, obwohl er aussieht wie ein

Mensch. Ihm gehört eine Dimension, eine Welt, und er hat auch einen Namen bekommen. Man nennt ihn Bri-Onya.«

Kara runzelte die Stirn. »Den kenne ich nicht.«

»Das habe ich mir gedacht. Du kannst auch nicht alle kennen. Allerdings wirst du ihn sehen, denn ich habe das Gefühl, daß er zu uns reiten will. Und zwar auf seiner Spinne.«

»Und dann werden wir ihn…«

»Ob wir ihn vernichten oder zerstören können, weiß ich nicht. Bri-Onya kommt aus einer besonderen Welt. Es ist die Dimension der Metallmenschen. Sein Körper hat einen guten Schutz bekommen. Er ist unter einer schrecklich heißen Dämonensonne aufgewachsen, die ihn so verändert und ihre Kraft auf seine Haut gebrannt hat, so daß er aussieht wie ein metallenes Monster.«

»Das wir also nicht töten können.«

»Nein.« Myxin hob die Schultern, bevor er seine Antwort abschwächte. »Sagen wir mal so. Ich weiß es nicht genau. Wir müssen zuerst die Zusammenhänge aufklären.«

Kara deutete auf ihr Schwert. »Meine Waffe wird ihn besiegen«, erklärte sie überzeugt.

Myxin hatte seine Bedenken. Er wiegte zweifelnd den Kopf. »Ich glaube nicht daran. Für mich steht eher fest, daß du deine Klinge an seiner Haut verbiegen wirst. Der Spuk hat diesmal einen harten Trumpf ausgeschickt, dem anderen noch folgen werden.«

Kara nickte. »Ich weiß jetzt Bescheid. Wir müssen uns zunächst um Bri-Onya kümmern, aber ich will wissen, ob es tatsächlich keine Waffe gibt, die ihm gefährlich werden kann.«

»Niemand ist unbesiegbar.«

»Du sagst es, Myxin.« Kara lächelte. »Das gibt mir Mut. Weißt du Genaueres?«

Der kleine Magier senkte seinen Blick, bevor er anfing, im Kreis zu laufen. »Ich kann wirklich nur raten«, flüsterte er. »Nur raten.«

Er strich über sein schütteres Haar und fuhr anschließend mit zwei Fingern über sein Gesicht. »Ich habe nachgedacht und glaube, daß es trotz allem eine Waffe gegen ihn gibt.«

»Ist die greifbar?« Karas Stimme zitterte.

»Nicht im Moment, aber wir könnten sie kriegen. Es ist die goldene Pistole…«

***

Sein Begleiter war tot. Daran konnte Fred Jackson nichts mehr ändern. Er hatte sich auch damit abgefunden oder die Tatsache einfach zurückgedrängt. Eine andere jedoch machte ihm viel mehr zu schaffen. Die Spinne mit dem Menschengesicht war eine furchtbare Mutation, und an ihrem vorderen Körper hatte er das Gesicht seiner

Frau gesehen.
Jawohl, da gab es keine Täuschung. Es war Lindas Gesicht gewesen. Sie mußte mit der Spinne eine Verbindung eingegangen sein.
Er brauchte für diese Erkenntnis nur eine Sekunde. Auf den Armen trug er die weinende Caroline, deren Gesicht vom Strom der Tränen naß geworden war.
Er selbst stand da wie eine Eins, schluckte den würgenden Kloß herunter und mußte feststellen, daß dieser immer wieder hochkam.
Ebenso hoch wie der Mann auf dem Spinnenrücken, der sein Schwert schwang, über die Kühlerschnauze des Wagens hinwegschaute und seinen Blick auf das Gesicht des Försters richtete.
Fred Jackson wußte diesen Blick zu deuten. Aus ihm sprach der Tod. Der Mann hatte erlebt, wie brutal der andere vorging. Sein Schwert setzte er rücksichtslos ein, und er würde auch Fred nicht verschonen. Danach war Caroline an der Reihe…
Der Gedanke an seine Tochter ließ ihn alles andere vergessen. Die Mutter war eine andere geworden, er hatte seine Frau verloren, die Tochter wollte er behalten, und noch besaß er eine winzige Chance.
Fred Jackson stand sehr günstig zur offenen Fahrertür seines Wagens, bei dem der Motor noch lief.
Fred handelte. Er überlegte kaum, seine Bewegungen glichen denen eines Automaten. Nur sein keuchender, wilder Atem war zu hören, als er auf die offenstehende Tür zueilte, seine Tochter anhob und sie wie ein Paket in den Wagen hineinschleuderte.
Das Mädchen prallte auf dem Sitz des Beifahrers, federte noch einmal hoch, blieb liegen und stützte sich ab, um nicht vom Sitz zu rutschen.
Gleichzeitig wollte sich das Mädchen aufstützen, aber ihr Vater hatte etwas dagegen. »Bleib so! Bleib so!« schrie er, während er zur gleichen Zeit die Tür zuhämmerte.
Er schnallte sich auch nicht an. Statt dessen startete er den Wagen, für ihn war wichtig, aus dieser mörderischen Gefahrenzone wegzukommen. Er konnte sich auch nicht erklären, wie er da hineingeraten war, für ihn gab es keine Schwarze Magie, keine Dimension des Schreckens, die ihre Tore öffnete, er war ein Realist, ein Mensch, der sich der Pflege und Hege der Natur gewidmet hatte, alles andere hatte bisher für ihn nicht gezählt.
Fred Jackson war nervös. Oder überreizt, jedenfalls nicht mehr so ausgeglichen wie sonst. Deshalb passierte es ihm auch, daß er den Motor gleich nach dem Anfahren abwürgte.
Er schrie, während er gleichzeitig nach dem Zündschlüssel griff und sich die Gedanken in seinem Kopf überschlugen. Das war Wahnsinn, dachte er. Völlig idiotisch und verrückt. Wie im Kino, wenn ein Verfolgter sein Fahrzeug nicht in Gang bekommt. Hier passiert mir das gleiche.

Er versuchte es weiter.

Es klappte auch.

Aber da war noch der Mann mit dem Schwert. Er hatte seinen Platz auf dem Rücken der Spinne nicht verlassen. Zwar lag die Waffe ruhig in seiner Hand, den Arm bewegte er trotzdem.

Kreisend waren seine Bewegungen. Sie schwangen auf den Wagen zu, denn plötzlich sah der Förster die Klinge dicht vor der breiten Fensterscheibe.

Das war der Moment, in dem er startete. Der Wagen fuhr der Klinge entgegen, die nicht zurückgezogen, sondern nur zur Seite geschwenkt wurde.

Dabei erwischte sie das Fenster.

Es bestand aus Sicherheitsglas, das in unzählige Krümel zerbröselte, aus dem Rahmen fiel und sich über Vater und Tochter ergoß.

Caroline begann laut zu schreien, ihr Vater biß die Zähne zusammen und gab Gas.

Es war ihm jetzt egal, wen er erwischte. Da konnte diese verfluchte Spinne hundertmal den Kopf seiner Frau tragen. Er wollte nur weg und dieses Grauen so rasch wie möglich hinter sich lassen.

Sein Gegner befand sich nicht direkt vor ihm. Er hielt sich rechts der Kühlerschnauze auf, allerdings noch im Bereich des Kotflügels mit der Rammstoßstange.

Und die erwischte ihn.

Plötzlich verschwand der Typ vor den weit aufgerissenen Augen des Försters. Er mußte zu Boden gefallen sein, aber die Spinne war nach wie vor da.

Sie reagierte sehr schnell. Fred konnte es nicht sehen, sie brachte sich mit raschen Bewegungen aus der Gefahrenzone, so daß sie nicht überrollt wurde. Der Mann entdeckte nur noch einen Schatten, dann war er vorbei und spürte, als er beschleunigte, den durch das offene Fenster wehenden Fahrtwind.

Verbissen hockte der Förster hinter dem Lenkrad. Er hielt es mit beiden Händen so stark umklammert, daß seine Knöchel auf den Handrücken hervorsprangen. Die Augen hatte er zu Schlitzen verengt. Sie tränten ihm bereits. Eigentlich hätte er stoppen müssen, das Gegenteil war der Fall. Fred Jackson jagte weiter. Er mußte unbedingt ein Telefon erreichen und die Polizei alarmieren.

Der nächste Apparat stand in seinem eigenen Haus. Daß er Carolins Fahrrad überfuhr, bekam er kaum mit, dafür hörte er die weinende Stimme seiner Tochter.

Das Mädchen machte Schlimmes durch. Ihr Vater konnte ihr nur Mut zusprechen, und er redete mit Worten, die er selbst kaum glauben wollte.

»Wir schaffen es, Kind, wir schaffen es. Warte einen Moment, nicht

mehr lange, dann haben wir es hinter uns. Wir sind bald zu Hause, da wird alles wieder gut werden. Wieder gut…«

Er hörte sich reden und verstand kaum, was er sagte. Alles tat er automatisch. Er gab Gas, er schaltete, bremste ab, als er den Wagen in eine Kurve zog und vor ihm der große Rand und der Schatten des Waldes erschien.

Die Pneus jaulten wie kreischende Geister und verloren einiges an Profil, was für den Fahrer keine Rolle mehr spielte. Er jagte weiter und fuhr auch nicht mehr auf einem so breiten Weg, sondern hatte den Nissan-Datsun schon auf die schmale Hauszufahrt gelenkt.

Er sah schon den frisch und hellgrün gestrichenen Gartenzaun, dahinter den Vorgarten, auch die beiden Bänke, die Apfelbäume, die schon Knospen bekommen hätten, die Vogelhäuschen, den Hund, der in der Sonne lag und jetzt aufsprang.

Das alles wirkte so anheimelnd, so gemütlich. Es fehlte nur, daß seine Frau die Tür öffnete und vor das Haus trat, um die Ankömmlinge zu erwarten.

Das aber würde nie mehr geschehen. Hinter Fred lag eine Hölle, vor ihm die trügerische, heile Welt.

Er merkte kaum, daß er weinte. Er fuhr nur weiter. In seinem Kopf wirbelten die Gedanken, und er schreckte erst durch den Krach und das Bellen zusammen.

Da stellte er fest, daß er die Zufahrt verpaßt hatte und durch den Zaun gerast war. Die dünnen Latten flogen weg wie Streichhölzer.

Sie überschlugen sich in der Luft und hatten den Boden des Vorgartens noch nicht berührt, als der Fahrer bereits das Bremspedal hart nach unten trat, so daß der Wagen gestoppt wurde.

Fast hätte er noch eine der beiden Bänke mit umgerissen. Erst dicht davor kam er zum Stehen.

»Raus!« schrie der Mann.

Caroline hatte ihn zwar gehört, aber nicht verstanden. So packte der andere zu, als er ausgestiegen und um den Wagen herumgelaufen war. Er holte die Tochter hervor, die wie apathisch in seinen Armen lag, und er zerrte sie auf die Haustür zu.

Der Dackel lief laut bellend neben ihnen her. Das Tier verstand nichts, aber es spürte, daß etwas schiefgelaufen war.

Die Tür war nicht einmal verschlossen. Mit dem Fuß stieß der Mann sie weiter auf, stolperte mit seiner Last in den Flur, schaute nach links, sah in die Küche und erkannte, daß seine Frau die Vorbereitungen für das Mittagessen getroffen hatte.

Dieser Anblick trieb ihm abermals die Tränen in die Augen und den dicken Kloß in die Kehle.

Der Flur verbreiterte sich zu einer Diele, wo einige alte, dunkle Möbelstücke standen, die sie geerbt hatten. Unter anderem auch ein

Sofa, auf das er Caroline legte.

Einen Schritt davon entfernt stand auch das Telefon. Fast hätte der Mann den Apparat noch umgestoßen. Er war so durcheinander, daß ihm selbst die Notrufnummer der Polizei nicht einfiel und er erst noch überlegen mußte.

Dann wählte er mit fliegenden Fingern. Sein Atem ging noch immer keuchend, so daß er Mühe hatte, überhaupt einige Worte zu sprechen.

Was er berichtete, ließ den zuständigen Beamten erst auflachen, dann aber wurde der Mann in Alarmbereitschaft versetzt, denn der Förster blieb bei seiner Meinung.

»Warten Sie im Haus!« hörte er den Polizisten sagen. »Wir werden alles Nötige in die Wege leiten.«

Damit begann der Beamte auch. Er wählte eine andere Telefonnummer. Sie gehörte zu einer der besten Polizeiorganisationen der Welt.

Zu Scotland Yard!

***

Steine wurden zu polierten Flächen, zu Spiegeln. Darüber dachte ich nach, und meine gute Frühlingslaune war von einer Sekunde zu anderen verflogen.

Die harte Realität hatte uns wieder. Ohne darüber diskutiert zu haben, wußten wir beide, daß sich ein neuer Fall anbahnte. Irgend etwas war in einer fremden Dimension geschehen, das auch auf uns zukommenkonnte, denn Myxin warnte nicht ohne Grund.

Suko sagte etwas sehr Richtiges. »Und wir sitzen hier, tun nichts, warten ab…«

»Was willst du denn machen?« fragte ich.

Der Inspektor hob die Arme und ließ sie wieder fallen. »Das weiß ich ja eben nicht.«

Von den anderen Vorgängen, die mit der Familie Jackson in einem unmittelbaren Zusammenhang standen, ahnten wir zu diesem Zeitpunkt noch nichts. Wir waren nicht eingestiegen und hockten in unserem gemeinsamen Büro wie zwei Gefangene.

»Zumindest eine gefährliche Sache«, fuhr Suko fort.

Ich stand an der Tür und hatte mich dort gegen die Wand gelehnt.

»Wie groß?«

»Atlantis-Dimensionen.«

»Nimmst du an.«

»Ja, und ich denke dabei an Arkonada, als es ihm gelungen war, die Steine zu manipulieren. Ich weiß noch genau, wie Myxin und Kara darunter gelitten haben. Okay, sie haben alles wieder in den Griff bekommen, aber jetzt scheint im Prinzip das gleiche passiert zu sein. Wer könnte dafür verantwortlich sein?«

»Die Großen Alten…«
»Gibt es nicht mehr.«
»Moment«, sagte ich. »Du vergißt einen. Den Spuk. Er ist der Namenlose, der gefährlichste, und solange es ihn gibt, haben wir keine Ruhe. Wir werden immer wieder mit dem Erbe dieser verdammten Götter konfrontiert werden. Ich jedenfalls sehe das so.«
»Wäre auch ein Wunder, wenn er sich ruhig verhalten würde«, meinte Suko, »wo er doch den Würfel hat.«
»Eben.«
Glenda hatte sich wieder in das Vorzimmer zurückgezogen. Sir James, unser Chef, war ebenfalls nicht da. Er saß in irgendeiner Konferenz. Wenn sich etwas tat, mußten wir sofort handeln, auch ohne vorher unseren Vorgesetzten zu fragen. Aber wir konnten uns zum Glück darauf verlassen, daß er uns immer Rückendeckung geben würde.
Zeit verging.
Ich wurde nervös. Myxin wollte sich wieder melden, wenn es etwas Neues gab. In seiner Blockhütte befand sich zwar kein Telefon, aber der kleine Magier besaß Kräfte, von denen andere nur träumten. In der heutigen Zeit waren die Telepathie, die Teleportation oder Telekinese längst vergessen. Im alten Atlantis jedoch hatten sich zahlreiche Menschen auf diese Kräfte verlassen. Unter anderem Myxin. Es war für ihn schwer gewesen, sie zurückzubekommen, aber er hatte es schließlich geschafft. Und er setzte diese Begabungen nun zu seinem und unserem Vorteil ein.
Ich zündete mir eine Zigarette an und schaute den blauen Wolken nach. Dabei dachte ich an Myxin. Er sollte sich beeilen und dank seiner geistigen Macht das Telefon läuten lassen.
Der Apparat blieb stumm.
Ich starrte ins Leere. Mein Blick fiel auf den überladenen Schreibtisch, ohne ihn eigentlich bewußt zur Kenntnis zu nehmen, und ich strich immer wieder nervös über mein Haar, während die Zigarette zwischen zwei Fingern verqualmte. Schließlich drückte ich sie aus.
Mein Finger befand sich noch auf der Kippe, als das Telefon anschlug. Ich wollte zupacken, aber Suko war schneller.
Er meldete sich und hörte zu. Mir kann man zumeist vom Gesicht ablesen, welche Nachricht mich erreicht, bei Suko war das nicht der Fall. Sein Ausdruck blieb gelassen, aber seine Stimme klang bei der letzten Bemerkung stahlhart.
»Wir kommen sofort!« Der Hörer flog zurück. Ich fragte den Freund, was passiert war, er schüttelte nur den Kopf und erwiderte:
»Später, John, alles im Auto. Und beeil dich.«
Den Gefallen wollte ich ihm gern tun.

So brausten wir mit Rotlicht und Sirene los…

***

Der frische Wind strich über das Land, brachte Kühle mit und konnte trotzdem den Blutgeruch nicht vertreiben, der in unsere Nase stieg. Wir standen auf einer Straße und starrten beide in die offene Zinkwanne, in der ein Toter lag, der unter schrecklichen Umständen ermordet worden war.

Nicht weit entfernt lag ein verbeultes Kinderrad, wir sahen Glassplitter und Reifenspuren auf dem Asphalt und warteten dabei auf den Mann, der uns alles erklären sollte.

Er hieß Fred Jackson, war Förster, hatte die Polizei alarmiert und von einer Riesenspinne gesprochen, auf deren Rücken ein mordender Krieger hockte.

Mehr hatten wir nicht in Erfahrung bringen können. Der Tatort war abgesperrt worden. Mehrere Fahrzeuge standen in einem großen Halbkreis. Natürlich auch der Wagen der Mordkommission.

Es waren Spuren gesichert worden, doch aus ihnen hatte keiner von uns herauslesen können, was tatsächlich passiert war.

Jedenfalls eine schreckliche Bluttat. Um sie aufklären zu können, brauchten wir die Aussage eines Zeugen, des einzigen Zeugen wohlgemerkt, aber der war noch nicht vorhanden.

Ich hatte mit den Beamten geredet, die allesamt vor einem Rätsel standen. Der Tote konnte uns keinen Hinweis mehr geben. Er war mit einem scharfen Gegenstand getötet worden.

Die Gegend war flach und waldreich. In der Ferne entdeckte ich einen Wagen. Als er näher kam, erkannten wir die Automarke. Es war eine Ente, ein 2CV.

»Das ist der Arzt«, erklärte man mir. »Er war bei dem Förster. Hoffentlich hat er ihn mitgebracht!«

Er hatte ihn nicht mitgebracht. Allein stieg der Arzt aus und schüttelte den Kopf. »Der Zeuge hat einen Schock erlitten. Ich habe nicht gewagt, ihn an den Ort des Geschehens zu transportieren…«

Ich wies mich aus und stellte gleichzeitig eine Frage. »Können wir im Haus mit ihm reden?«

Der Arzt hob die Schultern. »Gern sehe ich es nicht.«

»Wir müssen aber mehr wissen.«

»Das leuchtet ein.« Der Mediziner überlegte. Er war noch jung.

Das braune Haar reichte ihm bis über die Ohren. Schließlich nickte er. »Okay, kommen Sie mit. Allerdings muß ich bei dem Patienten bleiben.«

»Das ist klar.«

Der Doc fuhr vor. Suko und ich folgten ihm in meinem Bentley.

Die anderen Beamten blieben zurück.

Wenig später erreichten wir das Forsthaus. Ein idyllisch gelegenes Gebäude, von Bäumen umgeben, aber am Vorgarten war der hellgrün gestrichene Holzzaun zersplittert, und dicht dahinter stand ein japanischer Geländewagen in einem schrägen Winkel zur Haustür.

Der Fahrer mußte den Zaun durchbrochen haben.

Wir gingen auf das Haus zu. Die Tür war nicht verschlossen. Als der Arzt sie aufdrückte, sprang uns ein bellender Dackel entgegen, der sich kaum beruhigen wollte und uns umkreiste.

»Das Kind schläft zum Glück«, sagte der Arzt. »Die Kleine muß auch Schreckliches hinter sich haben.« Kopfschüttelnd redete er weiter. »Ich selbst habe so etwas auch noch nicht gesehen.«

Wir sagten nichts. Es hatte auch keinen Sinn, Spekulationen anzustellen. Wir wollten auf Mr. Jacksons Erklärung warten.

Er lag in der Diele auf einer alten Couch oder einem Sofa. Dort stand auch das Telefon.

Ich schaute mir den Förster an. Er war sehr blaß. Der Schweiß hatte sein braunes Haar zu Strähnen verklebt, die ihm bis in die Stirn hingen und mit ihren Spitzen fast die Augenbrauen berührten.

In den Augen des Mannes lag ein matter Glanz. Er schaute uns entgegen, ohne uns eigentlich zu registrieren.

»Ich habe ihn ruhiggestellt«, erklärte der Doc.

Das war in dieser Situation wohl notwendig. Einen Stuhl holte ich mir heran, nahm Platz, und Suko setzte sich auf die wulstige Lehne des Sofas.

Der Arzt ging, weil er nach dem Kind schauen wollte.

Ich sprach Fred Jackson an. »Sie können mich hören?«

»Ja.«

Dann erklärte ich ihm, wer wir waren. Und ich bat ihn, uns einen Bericht zu geben, soweit ihm dies möglich war.

Er redete auch. Wir mußten schon sehr genau hinhören, um seine leise Stimme zu verstehen. Immer wieder machte er Pausen. Dann wechselte der Ausdruck seiner Augen, die Angst kehrte zurück.

Dennoch sprach er weiter, so daß Suko und ich uns ein gutes Bild von den Vorfällen machen konnten.

Es war eine unglaubliche Geschichte, aber gerade solche Dinge stellten sich oft als Tatsachen heraus.

Ein Spinnenmonster mit dem Kopf der Linda Jackson!

»Und es war Ihre Frau?« fragte ich.

»Ja, Sir…«

»Haben Sie vielleicht über eine Erklärung nachgedacht, Mr. Jackson. So etwas kommt ja nicht von ungefähr. Da muß einfach ein Motiv oder ein Anlaß dahinterstecken.«

»Ich weiß nichts.«

Suko und ich schauten uns gegenseitig an. Mein Freund hob die

Schultern. Auch er wußte nicht mehr weiter, stellte dennoch die nächste Frage. »Hat Ihre Frau sich irgendwann einmal für Schwarze Magie interessiert?«

»Wie meinen Sie?«

Ich ging näher darauf ein. »Wissen Sie, manchen Menschen macht es Spaß, in magische Zirkel einzutreten. Dazu gehört die Kunst, hinter die Dinge zu schauen, sich durch Beschwörungen in andere Welten zu versetzen. Solche Leute eignen sich durch Fachliteratur ein Spezialwissen an und…«

»Nein, nie!« Diesmal klang seine Antwort nicht so apathisch, eher schreiend.

»Also war Ihre Frau völlig normal.«

»Ja.«

»Wie ist es dann möglich, daß ihr so etwas passierte? Es muß einen Grund gegeben haben.«

»Ich habe keine Ahnung!« stöhnte er. »Ich konnte nur meine Tochter retten. Sie wurde von der Spinne verfolgt und hat eine furchtbare Angst gehabt. Schauen Sie in die Küche. Da steht noch alles. Meine Familie muß gestört worden sein. Gestört… wissen Sie…«

Der Ansicht waren auch wir. Mittlerweile hatte es sich auch herausgestellt, daß uns der Förster kaum weiterhelfen konnte. Wichtig wareigentlich seine Tochter.

Der Arzt kehrte zurück. Er ging sehr leise, so daß wir ihn erst bemerkten, als er uns schon fast erreicht hatte.

»Wie sieht es bei dem Mädchen aus?«

»Sie schläft, Mr. Sinclair.«

»Und wie lange?«

Der Doc hob die Schultern. »Kann ich Ihnen nicht sagen. Vielleicht bis in die Nacht.«

»Aber wir müssen mit ihr reden.«

»Nein, auf keinen Fall!« Er schüttelte den Kopf. »Ich kann sie jetzt nicht aufwecken. Wie stellen Sie sich das vor?«

»Ja, Sie haben recht«, murmelte ich.

Der Arzt kam an das Sofa. »Ich weiß selbst, wie dringend die Sache ist. Vielleicht kann ich Ihnen trotzdem helfen. Das Mädchen schläft zwar, aber Caroline hat auch im Schlaf gesprochen. Ihr Unterbewußtsein muß die Erlebnisse erst verarbeiten, wenn Sie verstehen…«

»Natürlich.«

»Falls Sie sich ruhig verhalten, Mr. Sinclair, könnten wir einen Versuch starten.«

»Kommen Sie.« Ich war sofort dabei. Auch Suko erhob sich von seinem Platz. Er folgte uns in das kleine Kinderzimmer, in dem die zahlreichen Plüschtiere und die bunte Kindertapete mit den

Märchenmotiven auffielen.
In einem hell gebeizten Bett lag das Mädchen. Wir schauten in ein blasses Gesicht. Die kleine Caroline besaß die gleiche Haarfarbe wie ihr Vater, nur sehr viele Locken.
Das Gesicht eines Schlafenden ist normalerweise entspannt. Bei Caroline war es nicht der Fall. Hin und wieder lief ein Zucken über ihre Wangen, sie bewegte sogar die Finger, stöhnte und hatte anscheinend schwere Gedanken zu verarbeiten.
Wir hatten uns neben dem Bett aufgebaut, verhielten uns sehr ruhig und warteten darauf, daß die kleine Caroline etwas sagte.
»Vorhin hat sie geredet«, hauchte der Doc.
Bei uns stöhnte sie nur. Es vergingen gut zwei Minuten. Ich hatte mir fünf als Limit gesetzt, so lange brauchten wir nicht zu warten, denn Caroline sprach.
Wir hörten sehr genau hin und verstanden auch die ersten Worte.
»Mummy, Mummy, nicht… nicht …«
Pause.
»Du darfst das nicht tun! Bleib bei mir! Wir müssen weggehen… nicht hinein … nicht in den Spiegel!«
Spiegel!
»John«, vernahm ich Sukos Stimme. »Hast du gehört? Sie hat von einem Spiegel geredet.«
»Ja.«
»Und Myxin hat ebenfalls von spiegelnden Steinen gesprochen. Ich glaube, da haben wir einen roten Faden gefunden.«
Mein Freund hatte recht. Auch ich war davon überzeugt, daß so zwei verschiedenartige aussehende Fälle nicht nur Parallele aufwiesen, sondern zusammengehörten. Aus diesem Grunde wuchs unsere Spannung, und wir lauerten auf die nächsten Worte der Schlafenden.
Das Kind atmete scharf. Es verzog abermals gequält das Gesicht.
Wahrscheinlich spülte das Unterbewußtsein grauenhafte Erlebnisse wieder hoch.
Die nächsten Worte ließen nicht lange auf sich warten. »Der Mann… der Mann … er kommt aus dem Spiegel mit der Spinne, und sie hat Mutters Gesicht. Nein, Mummy, nein! Ich will nicht sterben …!«
Das letzte Wort schrie sie und bäumte sich unter der drückenden Last der Erinnerung auf. Caroline hatte die Augen geöffnet. Sie saß im Bett. Der Arzt stand am nächsten, redete beruhigend auf sie ein und stützte ihren Rücken ab.
Sie entspannte sich. Allmählich fielen ihr die Augenlider wieder zu, und sie wollte sich zurücklehnen. Bevor ihr Hinterkopf noch das Kissen berührte, sagte sie ein Wort.
»Denkmal…«
Es war das Letzte, was wir von ihr hörten. Dann schloß sie die Augen

und schlief ein.
»Ich hoffe, daß sie jetzt durchschläft«, sagte der Arzt und trat einen Schritt zurück. Er schaute uns wechselseitig an. »Haben Sie etwas erfahren?«
»Ja«, erwiderte Suko, »das haben wir. Caroline hat von einem Spiegel geredet. Der wird uns weiterhelfen.«
»Wieso?«
»Es lohnt nicht, es Ihnen zu erklären, aber es gibt da Parallelen.«
Suko wandte sich an mich. »Sie muß aus dem Spiegel gekommen sein, wenn Caroline recht hatte.«
»Und zwar als Veränderte.«
»Fragt sich nur, wo wir den Spiegel finden können.«
Ich dachte scharf nach und ging dabei einige Schritte auf und ab.
An der Tür fiel es mir ein. »Hat die Kleine nicht von einem Denkmal gesprochen?«
Suko nickte.
»Ich habe es auch gehört«, sagte der Doc. »Aber…« Er hob die Schultern. »Ich hielt es für unwichtig.«
»Gibt es so ein Denkmal?« wollte ich wissen.
»Hier in der Gegend, meinen Sie?«
»Klar.«
Der Arzt brauchte nicht lange zu überlegen. »Ja, wir haben hier einen alten Heldenfriedhof. Da sind Soldaten aus mehreren Zeitepochen begraben worden. Direkt am Beginn des Friedhofs, der sich übrigens harmonisch in die Landschaft einfügt, steht ein Ehrenmal für die Gefallenen. Das kann man ruhig als Denkmal bezeichnen.«
Da hatten wir schon die Spur.
»Und wie sieht es mit einem Spiegel aus?« fragte Suko.
Der Doc lächelte. »Tut mir leid, Sie haben mich überfragt. Spiegel gibt es in den Wohnungen, aber nicht…«
»Könnte es sein, daß sich das Gestein des Denkmals verändert hat?« Die Frage hatte ich mir selbst gestellt, doch der Arzt gab die Antwort.
»Nein, auf dem Friedhof gibt es keinen Spiegel.«
»Schon gut«, lächelte ich. Der Mann wußte ja nichts von einem Magier namens Myxin und dessen Aussagen. Selbst die Flammenden Steine hatten sich in Spiegelflächen verwandelt. Aus welch einem Grund sollte das am Denkmal anders gewesen sein?
»Das Ding sehen wir uns mal an«, sagte Suko.
»Und wie.«
»Wenn Sie jetzt gehen«, sagte der Doc, »können Sie mir ungefähr sagen, wann Sie zurückkehren?«
»Nein, das ist…«
Ich sprach nicht mehr weiter, denn wir hatten dumpfe Geräusche vernommen. Im nächsten Moment steigerten sich diese Laute. Sogar

die Hauswand begann zu zittern.
»Was ist das?«
Weder Suko noch ich gaben auf die Frage des Docs eine Antwort, denn wir hatten das Splittern einer Fensterscheibe vernommen. Und dieser Laut war dort aufgeklungen, wo auch der Förster lag.
Wir hörten seinen Schrei noch auf dem Flur. Dann erreichten wir die Diele, sahen den Mann auf dem Sofa sitzen und schauten auf das zerbrochene Fenster.
Die Riesenspinne hielt sich noch außerhalb des Hauses auf, hatte zwei ihrer Beine erhoben und sie auf die breite Fensterbank gesetzt, über die sie auch mit dem Frauenkopf schaute, während auf ihrem Rücken eine dunkel gekleidete Gestalt hockte, die ein Schwert in der rechten Hand hielt, und deren Gesicht einen Schimmer besaß, der zwischen einem stählernen Blau und dem grauen Farbton des Asphalts lag.
»Lindaaa!« Der Förster konnte sich nicht mehr beherrschen und brüllte den Namen seiner Frau…

***

Es gibt Menschen, die lassen sich das Holz für ihren Kamin fertig geschnitten kommen und sogar einsortieren. Dann gibt es welche, die gehen in den Wald und sammeln Abfallholz. Und eine Gruppe läßt sich das Holz anliefern, um es selbst zu zerhacken, als Sport.
Dazu gehörte auch der Reporter Bill Conolly.
Er hatte sich schon seit Tagen vorgenommen, die Stämme kaminfertig zu zerkleinern, und so hörte man an diesem Morgen das dumpfe Schlagen der Axt und das helle Splittern der Holzscheite dazwischen.
Bill Conolly sah auch zünftig aus. Er trug eine alte Manchesterhose, einen Pullover und hatte noch den alten Hut mit der heruntergezogenen Krempe über das Haar gestülpt.
So hackte er und geriet ins Schwitzen. Die Ärmel des Pullovers streifte er bald schon hoch, so daß die blanke Haut zu sehen war und die Muskeln, die bei jeder Bewegung angestrengt wurden. In der ersten Zeithatte der Reporter keine großen Probleme mit dem Material gehabt, später wurde es schlechter, denn da kamen die Teile an die Reihe, die von zahlreichen Ästen durchzogen waren. Sie konnte man nicht mit einem Schlag zerteilen.
Bill strengte sich an. Manchmal blieb der Stamm stecken, wenn er die Axt wieder hob, dann wuchte er ihn auf den Holzklotz und machte sich selbst durch heisere Schreie Mut.
Zuschauer hatte er keine.
Seine Frau Sheila befand sich im Haus, zusammen mit einer Putzfrau. Die beiden wollten mal wieder die Schränke gründlich auswaschen.

Johnny war noch in der Schule. Er würde später kommen, da der Unterricht erst gegen Zehn begonnen hatte.

Eigentlich gab es doch einen Zuschauer: Nadine, die Wölfin mit der Seele eines Menschen. Sie schob ihren Kopf hin und wieder hinter der Scheibe des Kinderzimmerfensters hervor, um Bill Conolly zubeobachten, der nach einigen besonders harten Schlägen die Axt fallen ließ und eine kurze Pause einlegte.

Er bog den Rücken durch, holte ein paarmal tief Luft und wischte sich den Schweiß von der Stirn. In der Nähe stand eine Flasche Mineralwasser.

Bill setzte die Öffnung an die Lippen und nahm einen kräftigen Zug. Danach stieß er auf.

»Zur Gesundheit«, sagte jemand hinter ihm.

Fast hätte Bill die Flasche fallen lassen, so sehr hatte er sich erschreckt, drehte sich um und schaute in das lächelnde Gesicht einer kleinen Gestalt mit grünlich schimmernder Haut.

»Myxin!« flüsterte der Reporter.

»Du hast mich noch erkannt?«

»Witzbold«, erwiderte Bill. »Denk nur mal an den Fall deiner Mutter Macha Rothaar…«

Das Gesicht des Magiers verdüsterte sich. »Ich weiß, Bill, aber deswegen bin ich nicht hier.«

Bill schloß die Flasche. »Sondern?«

»Du mußt mir helfen.«

Der braunhaarige Reporter lachte. »Ich?«

»Ja.«

»Das ist zwar eine große Ehre für mich, nur wüßte ich nicht, wie ich dir helfen könnte. Ich bin ein normaler Mensch, du aber…«

»Geschenkt.« Myxin winkte ab und deutete sofort danach auf das Haus. »Sollen wir nicht lieber hineingehen?«

»Wenn du willst.«

»Es ist besser. Du bist allein mit Sheila und…«

»Nein, unser Putzmädchen ist noch da. Ich werde dich ihr vorenthalten. Die Kleine soll sich nicht erschrecken. Wir gehen am besten in mein Arbeitszimmer. Dort sind wir ungestört.«

»Das wäre gut.«

Bill und Myxin hörten aus einem Nebenraum das Geräusch eines Staubsaugers.

In bequemen Sesseln nahmen die beiden Platz. Sie waren umrahmt von hohen Regalen, die nicht nur die Decke erreichten, auch mit Büchern vollgestopft den Eindruck machten, daß hier jemand lebte, der sich zwischen seinen Büchern wohlfühlte.

»Kann ich dir etwas anbieten?« fragte der Reporter.

»Nein, ich bin gekommen, um dich um etwas zu bitten, Bill. Ich

möchte von dir eine Waffe haben. Und zwar die goldene Pistole vom Planet der Magier. Du hast sie in Verwahrung genommen, deshalb tu mir den Gefallen und überlasse sie mir.«

Bills Gesichtsausdruck veränderte sich von Sekunde zu Sekunde.

»Du willst die Pistole haben?«

»Ja.«

Er lachte. »Weshalb soll ich sie dir geben? Hast du nicht viel stärkere Waffen zur Verfügung? Was willst du ausgerechnet mit der Pistole? Das verstehe ich nicht.«

»Es ist dringend, Bill.«

»Kann ich mir vorstellen. Trotzdem möchte ich gern wissen, worum es eigentlich geht.«

»Das sollst du.« In wenigen Minuten legte Myxin dem Reporter das Problem klar.

Bill Conolly war ein sehr aufmerksamer Zuhörer. Er nickte hin und wieder, und Myxin sah ihm an, daß er sich bereits seine Gedanken über den Fall machte.

»Genau aus diesem Grunde möchte ich sie haben«, sagte der kleine Magier.

»Und du kennst diesen Bri-Onja wirklich?«

»Nein und gleichzeitig ja. Ich habe von ihm gehört. Damals, als ich noch in Atlantis lebte. Ich weiß auch von der Dämonensonne, die ihn verbrannt und gleichzeitig so widerstandsfähig gemacht hat, daß seine Haut alles abhält. Man kann ihn nicht aufhalten.«

»Auch nicht durch geweihte Silberkugeln?«

»Vergiß sie.«

»Weiß John denn Bescheid?«

»Ich habe mit ihm telefoniert. Über Einzelheiten ist er nicht informiert, das muß ich nachholen.«

»Das werden wir gleich haben.« Da sich das Telefon in Reichweite befand, brauchte Bill nur den Arm auszustrecken, um die Wählscheibe zu erreichen.

John meldete sich nicht, dafür Glenda, und mit ihr redete der Reporter einige Zeit. Als er auflegte, hob er die Schultern. »John und Suko sind nicht mehr im Büro.«

Myxin schüttelte den Kopf. »Das ist nicht gut.«

»Wieso nicht?«

»Sie hatten warten sollen.«

»Ein dringender Fall rief sie ab. Aber weshalb wolltest du sie dabei haben?«

»Ganz einfach. Ich habe das Gefühl, daß hinter diesem Krieger Bri-Onya der Spuk steckt, dem es gelungen ist, den Würfel des Unheils so einzusetzen, daß er genau in seinen Plan paßt. Und John wollte den Würfel haben. Ich hatte vor, ihm diese Chance zu geben.«

»Die nun vorbei ist.«

»Mal sehen. Aber kommen wir zum Thema. Bist du bereit, mir die goldene Pistole zu geben?«

Bill lächelte. »Bleibt mir etwas anderes übrig, wenn ich so gefragt werde?«

»Es ist deine Entscheidung.«

»An die ich eine Bedingung knüpfe.«

»Du willst mit?« Myxin kannte den Reporter sehr gut. Der brauchte ihm nichts mehr zu sagen.

»Genau.« Bill erhob sich und blieb neben dem Sessel stehen, eine Hand auf die Lehne gelegt. »Glaubst du, daß ich mir eine solche Chance entgehen lasse?«

»Denkst du auch an die Gefahr?« fragte Myxin.

»Ich habe so viel hinter mir, daß mich alles andere überhaupt nicht schrecken kann.«

»Ich möchte trotzdem allein gehen.«

Bill lachte nur. Er trat an seinen Safe, stellte die Kombination ein und öffnete die Klappe. Im Safe lagen einige Papiere, auch ein wenig Bargeld und die goldene Pistole.

Er hatte sie lange nicht mehr eingesetzt. Sie war mit einer gefährlichen mörderischen Flüssigkeit geladen, die eigentlich alles zerstörte, was von ihr getroffen wurde. Eine Art Säure, die auch Ghouls vernichtet hatte. Bill besaß eine solche Waffe und auch Professor Chandler, der auf einem Schloß in Österreich lebte und dort in aller Ruhe seinen Forschungen über Magie und Mathematik nachging. Er suchte dort noch immer nach der Verbindung zwischen beiden Gebieten.

Bill wog die Waffe in der Hand. Sie war unförmig, hinzu kam ihre Schwere, und sie sah so aus, als hätte jemand die Pistole aus einem Stück Holz geschnitzt, jedoch vergessen, daran noch zu feilen und sie in dem Urzustand zurückgelassen.

Myxin war ebenfalls aufgestanden und neben dem Sessel stehengeblieben. »Du hast sie gut verwahrt.«

»Ja.« Bill lächelte und drehte sich dem kleinen Magier zu. »Dann werden wir beide mal gehen.«

»Nein, du nicht.«

»Aber ich…« Weiter kam der Reporter nicht. Plötzlich wurden seine Augen groß. Er hatte auf einmal das Gefühl, schweben zu müssen, und er konnte seinen Blick nicht mehr von Myxins Gesicht abwenden, das immer größer wurde, denn der kleine Magier schritt direkt auf ihn zu, blieb vor ihm stehen, sagte einige für Bill nicht verständliche Worte und legte dem Reporter beide Hände auf die Schultern.

Conolly sackte in die Knie. Bevor er aber zu Boden fiel, fing Myxin ihn auf, legte ihn sachte auf den Teppich und nahm auch die goldene

Pistole an sich.
»Ich bringe sie dir wieder«, erklärte er und wandte sich zur Tür, um das Zimmer zu verlassen.
Er hatte kaum geöffnet, als er den Lärm des Staubsaugers vernahm. Zwar nur mehr ein Summen, aber Sheila stand mit dem Gerät auf dem Gang und sah den kleinen Magier aus dem Zimmer kommen.
Sie wurde vor Schreck blaß.
Myxin nickte ihr zu. »Ich grüße dich!« rief er gegen das Summen des Saugers an.
Sheila stellte den Apparat aus. Sie trug Jeans, ein T-Shirt und ein buntes Tuch auf dem Kopf. »Was machst du denn hier?«
Myxin hielt die Pistole hoch. »Ich habe mir etwas von deinem Mann geliehen.«
»Und Bill?«
»Mußte ich ein wenig behandeln. Er wollte nämlich mit mir gehen, und das konnte ich nicht zulassen. Es ist ihm nichts Schlimmes passiert. Er wird in wenigen Minuten wieder aufwachen.«
Sheila war noch immer durcheinander. »Das begreife ich alles nicht«, hauchte sie. »Weshalb hast du das getan?«
»Um ihn zu schützen. Ich möchte ihn nicht mitnehmen.«
Sie nickte. »Das kann ich verstehen. Worum geht es?«
»Ich weiß es selbst nicht genau, Sheila, aber es ist ein schwieriger Fall, sagen wir mal so.« Myxin schob sich an ihr vorbei. »Und jetzt entschuldige mich bitte. Auch noch bei Bill, ja?«
Sheila nickte automatisch und schaute staunend zu, wie der kleine Magier verschwand, als wäre er niemals dagewesen.
Nur als sie das Arbeitszimmer ihres Mannes betrat, sah sie Bill am Boden liegen und hörte ihn stöhnen und gleichzeitig auf sich selbst schimpfen. Da wußte Sheila, daß sie keinen Traum erlebt hatte.

***

Wir waren beide von dem Anblick der Spinne und dem auf ihrem Körper hockenden Reiter so sehr überrascht, daß wir zunächst einmal nichts taten und nebeneinander stehenblieben.
Eine Spinne mit dem Kopf eines Menschen. Das kannte ich, aber ich hatte nie eine Spinne von solch einer grauen, häßlichen Farbe gesehen wie die, die ins Zimmer klettern wollte.
Um das zu erreichen, mußte sich der Reiter auf ihrem Rücken bücken, damit er mit dem Schädel nicht gegen die Kante stieß.
Das war für uns ein Zeichen.
Während Fred Jackson auf dem Sofa hockte, geschockt war und den Namen seiner Frau flüsterte, zogen Suko und ich unsere Berettas, denn die geweihten Silberkugeln sollten den verdammten Mörder vom Rücken der Spinne hinwegfegen.

Wir standen nebeneinander, warteten noch so lange, bis die Beine der Spinne wieder nachgefaßt hatten und drückten ab.

Der Raum war von den krachenden Echos erfüllt. Fahl blühten vor den Mündungen die Feuerblumen. Die geweihten Silbergeschosse jagten aus dem Lauf und hielten gegen die Gestalt auf dem Spinnenrücken.

Wir sahen die Treffer.

Zwar kaum zu fassen, aber es stimmte.

Wo die Kugeln trafen, hinterließen sie aufsprühende Funken, bevor sie als Querschläger durch die Decke jagten, in die Wand oder in die Decke hieben, wo sie auch steckenblieben.

Fiel der Reiter?

Nein! Er blieb auf dem verfluchten Spinnenrücken hocken, als wäre er dort festgewachsen. Unsere geweihten Geschosse hatten nichts bei ihm erreichen können. Diese Gestalt war kugelfest. Sie ließ sich überhaupt nicht beirren, und die Spinne ging ebenfalls weiter. Sie schob ihren Oberkörper über die Fensterkante.

Suko schwenkte seine Beretta und schoß auf das Tier. Dicht neben dem Frauengesicht traf die geweihte Silberkugel den Panzer. Wieder funkte es auf, bevor die Kugel den entsprechenden Drall bekam und als Querschläger davonsirrte.

Keine Chance für uns.

»Es hat keinen Zweck!« rief ich Suko zu. »Die beiden schaffen wir auf diese Art nicht.«

Hinter mir hörte ich den Arzt reden. Ich fuhr herum. »Mann, verschwinden Sie, Doc. Schnell. Rennen Sie aus dem Haus! Hier wird gleich die Hölle los sein.«

Ob er meiner Aufforderung nachkam oder nicht, konnte ich nicht erkennen, da ich mich um Fred Jackson kümmern mußte, den das Monstrum und der Reiter sicherlich als nächstes Opfer auserwählt hatten. Ich sprang auf den Mann zu, faßte in seine Achselhöhlen und riß ihn hoch. Mit einer Drehung nach rechts schleuderte ich ihn vom Sofa. Seine Füße schlugen hart auf den Boden. Er wollte sich noch wehren, da riß ich ihn herum, brachte ihn durch einen wohldosierten Schlag zur Vernunft und sah noch immer den Arzt an der Tür.

»Hier!« brüllte ich.

Bevor sich der Doc versah, flog Jackson schon auf ihn zu. Instinktiv wurde er aufgefangen und auch festgehalten, so daß ich jetzteinigermaßen beruhigt war.

Suko hatte inzwischen Zeit gehabt, die Dämonenpeitsche zu ziehen. Mit einer kreisförmigen Bewegung ließ er die Riemen ausfahren.

»Damit packe ich ihn!« erklärte er und schüttelte den Kopf, weil ich das Kreuz hervorholte.

Spinne und Reiter hatten es tatsächlich geschafft die Diele zu

betreten. Kaum bekamen die Spinnenbeine Kontakt mit dem Holzboden, als der Reiter schon sein Schwert mit der langen dunklen Stahlklinge schwang, eine Blumenvase erwischte, sie zerteilte, gegen eine Glasvitrine hieb und weiterritt.

Ich hielt mich zurück und konnte ihn jetzt besser sehen. Er besaß ein seltsames Gesicht. Die Haut schien aus Metall zu bestehen. Eine Mischung aus Gußeisen und Stahl, die zudem noch einige Einschüsse besaß, denn hin und wieder schimmerte das Gesicht farbig auf. Es kam darauf an, wie der Reiter den Kopf drehte.

Die gleiche Farbe hatte auch das Frauengesicht der Monsterspinne angenommen. Ebenfalls grau und manchmal bunt, jedoch sehr schwach schillernd. Plötzlich war mein Vertrauen in Sukos Dämonenpeitsche gar nicht mehr so groß. Ich hatte erlebt, wie beide unseren Kugeln widerstanden, das mußten besondere Dämonenarten sein.

Ob die Spinne von allein reagierte oder ob sie Befehle bekam, war für uns nicht feststellbar. Jedenfalls drehte sie sich und nahm Kurs auf den ihr am nächsten stehenden Feind.

Das war Suko.

Spinnen können langsam und schnell sein. Diese hier war schnell, und der Reiter schwang bereits seine Killerklinge gegen den Inspektor.

Auch Suko war kein heuriger Hase. Ein Mann, der sich in zahlreichen Kämpfen bewährt hatte und der wußte, wie man diesen gefährlichen Schlägen auswich.

Dennoch fürchtete ich mich. Es war ein unheimliches Gefühl, dessen ich mich nicht erwehren konnte. Diesmal hatte man uns einen verdammt harten Gegner geschickt, der sich durch nichts von seinem Vorsatz abhalten ließ. Ich hörte das Pfeifen des Stahls, wenn er zuschlug, und dann geriet er nahe an Suko heran, wobei er es mit einem Hieb versuchte, der von oben nach unten gezielt war und meinen Freund praktisch in zwei Längshälften spalten sollte.

Suko wartete bis zum letzten Augenblick, bevor er zur Seite sprang, dem Treffer entging und für einen Moment selbst freie Schlagbahn hatte. Das nutzte er aus.

Suko konnte mit seiner Peitsche umgehen. Hatte er einmal ein Ziel anvisiert, traf er auch, das bewies er in diesen Augenblicken wieder einmal, als er zuschlug.

Volltreffer.

Die drei aus Dämonenhaut gefertigten Riemen waren auf dem Weg zu ihrem Ziel auseinandergefächert und trafen, wie vom Inspektor beabsichtigt, den Spinnenkörper und den Krieger.

Jetzt hätte die Gestalt schreien und von seinem Reittier kippen müssen. Das jedenfalls wäre normal gewesen, aber es geschah nicht.

Der Reiter blieb sitzen, und auch der Spinnenpanzer zerbrach an der

Stelle nicht, an der er erwischt worden war.
Ich war nicht einmal überrascht. Hier hatte man uns ein Kuckucksei ins Nest gelegt, dessen Schale wir mit den herkömmlichen Mitteln nicht knacken konnten.
Und Suko fightete weiter. Er mußte weg, denn der Reiter drehte sich bereits und mit ihm auch die gefährliche Klinge, da sie durch eine Rückhand geschlagen wurde.
Mein Freund fiel zu Boden. Über ihm wischte das Schwert hinweg, und Suko rollte sich auch sofort weiter, da sich die Spinne auf ihren acht Beinen in Bewegung setzte und auf meinen Partner stürzen wollte. Dieses mutierte Tier war verdammt schnell, zu schnell für Suko.
Ich mußte etwas tun.
Zum Glück hatte sich der Reiter auf meinen Freund konzentriert und drehte mir den Rücken zu. Diese Spanne nutzte ich aus.
Wie ein Weltmeister startete ich. Ich brauchte nur drei kurze Sätze, um ihn zu erreichen. Nach dem zweiten schon stieß ich mich ab. Ich sah im Flug, daß er bereit war zuzuschlagen. Von hinten her und über einen Teil des Spinnenkörpers hinweg, hechtete ich auf ihn zu.
Mit beiden Armen bekam ich ihn zu packen und riß ihn mit einem wuchtigen Ruck nach hinten.
Für den Bruchteil einer Sekunde kamen mir Zweifel, da ich merkte, wie schwer diese Person war. Sie hockte auf dem Spinnenkörper, ließ sich kaum bewegen, und ich mußte noch einmal nachdenken, um ihn nach hinten zu bekommen.
Endlich kippte er.
Leider fiel auch ich. Ich konnte es mir dabei nicht leisten, daß er auf mich prallte, deshalb ließ ich ihn los und warf mich dabei nach rechts, während Suko soeben wieder auf die Beine kam, sich aber noch im Fangbereich der Spinne befand und aus der Drehung heraus plötzlich zutrat. Sein Fuß hatte das Gesicht der Spinne getroffen.
Er hatte es tun müssen, denn als Suko mit einem gewaltigen Satz nach hinten auf das offene Fenster zusprang, sah ich den gefährlichen Netzfaden, der aus dem Mund geschossen sein mußte und auf den Chinesen zielte. Zum Glück konnte sich Suko noch zur Seite drehen. Der Faden wischte an ihm vorbei und fuhr durch das zerstörte Fenster nach draußen.
Auch Suko sprang hinaus. Ich hörte seine Stimme, als er gelandet war und mir zuschrie: »John, ich hole das Mädchen weg!«
»Okay!« brüllte ich zurück.
Schon längst stand ich wieder, denn mein Gegner hatte sich ebenfalls halb erhoben.
Noch kniend führte er einen blitzschnellen Hieb durch. Sein Arm wurde durch die Schwertklinge verlängert, und die Spitze hätte mich

noch erwischt, wäre ich nicht zur Seite gesprungen.

So wischte sie vorbei und ritzte eine Seite an der Couch, wo der Förster noch vor kurzem gelegen hatte.

Zu schießen hatte keinen Sinn, deshalb wollte ich es mit dem Kreuz versuchen. Mit dem Bumerang wäre meine Chance größer gewesen, aber ihn hatte ich nicht bei mir.

Das Kreuz half mir auch nicht. Es strahlte nicht einmal auf, als ich es meinem Gegner zeigte.

War er tatsächlich unbesiegbar?

Er stand auf seinen stämmigen Beinen. Zudem trug er noch einen Umhang, ebenfalls von blaugrauer Farbe.

Für einen Moment starrten wir uns an.

In seinem graublauen Gesicht entdeckte ich überhaupt keine Regung. Manchmal wirkte die Haut wie Gußeisen, dann wiederum so, als wäre sie mit einer dünnen Farbe überstrichen worden.

Wer war diese lebende Figur?

Ich ging zurück, da sich auch die Spinne bewegte und zu ihrem Herrn und Meister wollte.

»Wer bist du?« sprach ich ihn an.

Er öffnete den Mund. Reden konnte er nicht. Dafür schaute ich in seinen Rachen und entdeckte das rötliche Schimmern, als wäre der Schlund an beiden Seiten mit einer feurigen Lavaschicht ausgelegt worden. Zudem kam er mir im Innern wie verbrannt vor.

Die Spinne huschte heran. Das Gesicht der Frau hatte sich verzerrt. Ihr Mund stand sehr weit offen, ich ahnte die Gefahr, huschte zurück und riß den kleinen Telefontisch hoch, dessen runde Platte ich als Deckung vor meinen Körper hielt.

Der wuchtig geschleuderte Spinnenfaden traf diese Deckung.

Hinter dem Treffer saß eine so große Kraft, daß es mir nicht gelang, den kleinen Tisch zu halten. Er wurde mir aus den Händen geschleudert und fiel zu Boden.

Der Faden klebte an der Platte wie festgeleimt.

Ich mußte das Zimmer verlassen. Gegen diese beiden kamen wir nicht an, und wie ein Schatten tauchte ich in den schmalen Flur, wobei ich an der Tür des Kinderzimmers stoppte, um einen Blick hineinzuwerfen.

Das Bett war leer.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Mein Freund Suko hatte also Wort gehalten.

Fragte sich nur, wo die beiden steckten. Ich gab mir noch ein paar Sekunden, um sie zu suchen. Als ich den Kopf drehte, sah ich die Verfolger näherkommen.

Der Kämpfer hatte wieder auf dem Panzerrücken der Spinne seinen Platz gefunden und kam mir nach. Ich dachte wieder an die

gefährlichen Netzfäden und zog es vor, mich zurückzuziehen. Dieses Monstertier feuerte einen Faden so rasch ab, daß ich in der Enge des Flures kaum ausweichen konnte.

»John!«

Mein Freund hatte von draußen her gerufen. Mit wenigen Schritten war ich im Vorgarten.

Beide Vordertüren des Bentleys standen offen. Suko lehnte an der Fahrertür und winkte mir zu. »Los, weg jetzt!«

»Und das Kind und der Förster?«

»Sind in Sicherheit. Der Arzt hat sie mitgenommen.«

Erst jetzt fiel mir auf, daß die Ente verschwunden war.

Ich warf mich auf den Beifahrersitz. Gemeinsam mit Suko hämmerte ich die Tür zu. Der Motor lief schon, und mein Freund sagte:

»Du willst zum Denkmal, wie?«

»Ja, aber…«

Er winkte ab. »Keine Panik, Alter. Ich kenne den Weg inzwischen. Der Doc hat ihn mir erklärt.«

»Dann ist es okay.«

Mein Freund startete. Er wollte nicht rückwärts fahren und wendete. Deshalb mußten wir auch an der offenen Haustür vorbei, in dem genau in diesem Moment die mutierte Spinne und dieser gefährliche Reiter erschienen.

Und dann sah ich den Faden!

Er schoß auf das weit aufgerissene Maul des Frauenkopfes und traf dicht unter der Scheibe einen Punkt auf der Beifahrertür. Ich hörte den Aufschlag, merkte auch den Zug, denn unser Bentley sollte durch diesen Faden gestoppt werden.

»Gas!« rief ich.

Suko drückte auf das Pedal. Die Kraft des Motors war stärker als die der Spinne. Als der Silbergraue Fahrt bekam, konnte auch der dicke Faden nicht mehr mithalten.

Er riß.

Endlich hatten wir freie Fahrt und rollten auf das Tor zu. Ich schielte in den zweiten Rückspiegel und erkannte, daß unsere beiden Gegner das Haus verlassen hatten.

»Verfolgen Sie uns?« fragte Suko.

»Wahrscheinlich.«

»Das sollen sie auch.«

Ich wußte, was mein Freund damit meinte. Der seltsame Friedhof mußte in diesem Fall eine Rolle spielen. Dort stand auch das geheimnisvolle Denkmal…

***

Myxin besaß die goldene Pistole. Darauf allein war es ihm

angekommen. Wenn es eine Chance gab, den unter einer gnadenlosen Dämonensonne »gestählten« Bri-Onya zu vernichten, denn mit dieser Waffe, die ebenfalls in einer anderen Welt hergestellt worden war.

Auf dem geheimnisvollen Planet der Magier, im Reich der Ghouls, dieser schleimartigen Leichenfresser, die selbst von den anderen Dämonenarten nur widerwillig akzeptiert wurden.

Die goldene Pistole war nicht mit Kugeln geladen. Sie verschoß eine Flüssigkeit, die wie eine alles zerfressene, mörderische Säure wirkte und den Opfern keine Chance ließ, wenn sie sich erst einmal um die Opfer gehüllt hatte.

Durch Telekinese war es dem kleinen Magier gelungen, sich vom Ort des Geschehens zu den *flaming stones* zu schaffen, wo Kara bereits gespannt auf ihn wartete.

Stolz lächelnd zeigte ihr Myxin die Pistole.

Die Schöne aus dem Totenreich hob die fein geschwungenen Augenbrauen. »Was hat Bill gesagt?«

»Nun, er war nicht gerade glücklich.«

»Kann ich mir vorstellen. Wollte er mit?«

»Und wie, aber das ist zu gefährlich. Wir müssen es schon allein durchstehen.«

»Und John Sinclair?«

»War nicht greifbar«, erwiderte Myxin. »Auch er ist momentan nicht wichtig. Uns muß einzig und allein die Vernichtung Bri-Onyas interessieren.«

»Nicht die der Spiegel?«

»Die natürlich auch.«

Nach den letzten Worten hatte der kleine Magier den Schutz der Bäume verlassen. Er war so weit vorgetreten, daß er auf die Flammenden Steine schauen konnte, bei denen sich nach wie vor eine Seite als glänzender Spiegel präsentierte.

Der kleine Magier dachte nach. Er spürte die Hand seiner Gefährtin auf der rechten Schulter und erkundigte sich leise: »Denkst du das gleiche wie auch ich, Kara?«

»Möglich.«

»Dann sag es.«

»Mich interessiert, was geschieht, wenn wir die Steine magisch aktivieren.«

»Sie sind doch magiegeladen.«

»Klar. Aber ich will unsere Magie gegen die des Spuks stellen. Die Spiegel des Spuks, Kara. Wer das schafft, der besitzt auch den Würfel des Unheils. Nur er allein ist der Ausgangspunkt für die Magie.«

»Und wieso?«

»Du kennst ihn nicht«, sagte Myxin, »ich weiß besser über ihn Bescheid als manch anderer. Denk an Atlantis und daran, auf welcher

Seite ich gestanden habe. Der Würfel kann zu vielem ge-undmißbraucht werden. Der Spuk wird ihn mißbrauchen. Diese Steine sind nicht der einzige Spiegel, das habe ich durch meine Totenmaske gesehen.«

»Weißt du, wie viele es noch gibt?«

»Leider nein. Vielleicht hundert, oder zweihundert. Möglicherweise auch nur zwei. Darüber bin ich nicht informiert.«

»Tu dein Bestes.«

»Und du auch.«

Kara wußte, was ihr Partner damit gemeint hatte, und sie zog ihr Schwert aus der Scheide. Spiegel und Klinge wurden von einem Sonnenstrahl getroffen und funkelten auf. Über Karas Lippen glitt ein Lächeln, das jedoch zerbrach, als sie in das ernste Gesicht des kleinen Magiers schaute, der dabei noch den Kopf schüttelte.

»Was ist los mit dir?«

Myxin schaute auf seine Pistole, er blickte die Steine an und nickte sehr ernst und nachdenklich. »Ich glaube, daß es soweit ist, um ein Geheimnis aufzuklären.«

»Und welches?«

»Bisher habe ich es für mich behalten, aber sollte mir etwas passieren, möchte ich, daß du es auch weißt und an die entsprechende Person weitergibst. Versprichst du mir das?«

»Natürlich.«

Myxin sah noch immer ernst aus. »Du mußt es mir hoch und heilig versprechen, Kara, denn was ich dir jetzt sagen muß, weil die Zeit einfach reif ist, rüttelt gewissermaßen an den Grundfesten der Magie. Vielleicht sogar an einer ganzen Welt. Aber ich sehe keine andere Möglichkeit.«

Kara lachte laut. Es klang nicht echt. »Meine Güte, du machst es heute wieder spannend.«

Der kleine Magier trat einen Schritt zurück. »Nicht spannend, Kara, angemessen.«

»Bitte…«

»Also gut, ich werde es dir jetzt sagen. Du weißt, wie der Würfel des Unheils entstanden ist. Die stummen Götter haben unter anderem daran mitgewirkt. Da sie auf der Seite des Rechts stehen, ist dieser Quader nicht allein schwarzmagisch beeinflußt.«

»Das ist mir klar.«

»Die stummen Götter dachten damals noch weiter. Viel weiter als wir heute, und sie haben noch eine Sicherung eingebaut, eine Sicherung, die für sie und für uns sehr wertvoll sein kann. Sie haben folgendes getan. Bevor die alten Welten verschwanden, ist es ihnen gelungen, einen zweiten Würfel herzustellen.«

»Was?« Kara war völlig perplex.

»Ja, meine Liebe, du hast richtig verstanden. Es gibt einen zweiten Würfel…«

***

»Nichts zu sehen«, meldete mein Partner. »Vielleicht hat unser Verfolger es aufgegeben.«

»Glaube ich nicht.«

Suko lachte. »Ich auch nicht, ehrlich gesagt, aber man soll die Hoffnung eben nicht aufgeben.«

Wir rollten über einen schmalen Weg, den der Förster meinem Freund beschrieben hatte. Der Friedhof war noch nicht in Sicht gekommen. Er gehörte zu den Gedenkstätten, die in der heutigen Zeit nicht mehr benutzt wurden. Niemand wurde dort mehr begraben, in der Vergangenheit hatte die Erde genug Blut, Tod und Trauer gesehen. Dort lagen die Gefallenen unnützer und widerlicher Kriege, durch die die Menschen sich gegenseitig zerstörten, und wo der angebliche Sieger auch ein Verlierer war. Niemand konnte in einem Krieg gewinnen, das war mir klargeworden, und deshalb haßte ich ihn auch. Möglicherweise auch deshalb, weil ich ihn tagtäglich erlebte, wenn auch nicht im Großen, denn das Jagen und Kämpfen gegen Dämonen glich ebenfalls einem Krieg.

»So nachdenklich?« fragte Suko, der nichts von meinen Gedanken wußte.

»Ja. Es ist schwer, eine Linie zu ziehen, da ich nicht weiß, was noch auf uns zukommen wird.«

»Jedenfalls etwas Schwieriges.«

»Das ist leicht untertrieben. Denk daran, daß es nicht einmal die Dämonenpeitsche geschafft hat, dieses Wesen zu vernichten. Wer hat schon je dieser deiner Waffe widerstehen können?«

»Ich könnte mich nicht erinnern.«

»Genau, aber der andere kann es, und das ist für mich ein Hammer. Daran habe ich zu knacken.«

»Wir haben ja so etwas wie eine Rückendeckung!« Suko versuchte, mich aufzumuntern.

»Wen meinst du?«

»Myxin.«

Ich kam nicht mehr dazu, näher auf dieses Thema einzugehen, da sich mein Autotelefon meldete. Mit einem bedauernden Blick auf meinen Freund hob ich ab.

»Ah, John.«

So meldete sich eigentlich nur einer. Das war mein alter Spezi Bill Conolly.

»Kannst du anständige Menschen nicht in Ruhe lassen«, beschwerte ich mich.

»Wenn man mich auch in Ruhe läßt.«
»Was ist geschehen?« Ich war sachlich geworden, denn der Unterton bei Bills Antwort hatte mich aufmerksam werden lassen.
»Dein Freund Myxin hat mich außer Gefecht gesetzt…« Bill begann mit seinem Bericht.
Aufmerksam hörte ich zu, schüttelte ein paarmal den Kopf, unterbrach den Reporter allerdings nicht und gab ihm erst eine Erwiderung, als er mir seine letzte Frage stellte.
»Was sagst du denn dazu? Hast du eine Erklärung?«
»Eigentlich nicht.«
»Aber du weißt etwas.«
»So gut wie nichts«, erwiderte ich. »Uns hat Myxin nur gewarnt.«
»Vor wem?«
»Den magischen Steinen.«
Der Reporter lachte. »Das begreife ich nicht, John. Tut mir leid. Vielleicht bin ich noch zu benommen.«
»Ich steige auch nicht dahinter. Es muß jedoch so sein. Die magischen Steine sind zum Teil verspiegelt worden, und wir befinden uns auf der Fahrt zu einem alten Ehrenfriedhof, um die Sachlage zu überprüfen.«
»Wo liegt der Acker?«
Ich erklärte ihm die Lage.
»Da komme ich hin.«
»Nein, Bill, bleib zu Hause. Ich weiß nicht, was uns noch alles begegnet. Diesmal scheinen wir tief drinzuhängen. Nicht einmal Sukos Dämonenpeitsche hat gegen den Feind gewirkt. Diese schwarzmagische Kreatur scheint allem überlegen zu sein…«
»Dann schafft ihr sie auch nicht.«
»Davon kannst du sogar ausgehen. Immerhin wissen wir Myxin unsichtbar als Rückendeckung. Du kannst uns aber trotzdem helfen. Rufe am besten Sir James an und gib ihm eine Erklärung, uns wird kaum Zeit bleiben. Wenn der Alte nicht im Büro sein sollte, wird Glenda alles aufnehmen.«
»Mach ich.«
»Dann bis später, Bill.«
»Hoffentlich gibt es das noch.«
»Wirf das Gewehr nicht ins Getreide«, erklärte ich. »Wenigstens nicht so schnell.« Mit diesen Worten legte ich auf und sah Sukos ausgestreckten linken Arm. Er hatte die Hand vom Lenkrad gelöst.
»Da ist das Gelände.«
Auch ich schaute nach vorn. Wir hatten die Nähe des Waldes verlassen und befanden uns auf einem brettflachen Areal, über das der Wind pfiff.
Der Himmel besaß nicht mehr die wolkenlose Weite. Inzwischen

waren graue Gebilde aufgezogen, mit denen der Wind sein Spiel trieb.
Es sah nach Regen aus. Typisches Aprilwetter eben. Und so grau wie die Wolkenberge wirkte auch das hohe Ehrenmal hinter dem Eingang des Heldenfriedhofs.
Wir schauten auf zwei wuchtige, graue Steinklötze, die aufeinander gesetzt worden waren. Der untere von beiden war breiter als der über ihm, und jeder Klotz besaß an der oberen Seite einen vorspringenden Rand, ähnlich wie die Rinne eines Dachs bei einem Haus.
Sogar eine Steintreppe mit breiten Stufen führte zum Ehrenmal hin. Von einem Spiegel aber sahen wir nichts.
Suko fuhr nicht bis dicht an das Mal heran, sondern rollte nach rechts. Dort hielt er.
Wir stiegen aus.
Und diesmal vergaß ich nicht, meinen Bumerang mitzunehmen.
Ich holte ihn aus meinem Einsatzkoffer, der im Kofferraum lag. Als ich ihn in der Hand wog, stand Suko noch neben dem Silbergrauen und lächelte knapp. »Hoffentlich schaffst du es.«
Ich hob die Schultern. »Bisher hat er mich noch nie enttäuscht.«
»Mich die Peitsche auch nicht.«
»Du hast eine besondere Art, einem Menschen Mut zu machen.«
»Aus meinen Worten spricht die Erfahrung.«
Mir war das egal. Ich machte mich daran, das Ehrenmal zu umrunden, und Suko tat das gleiche.
An der Rückseite trafen wir zusammen. Hier sahen wir keine Treppenstufen mehr. Vor uns wuchs das Gestein glatt in die Höhe, aber es war auch beschriftet.
Namen von Gefallenen hatte man auf dem Stein verewigt. Einige Krieger kamen hier zusammen.
Ich drehte mich um und suchte nach einem Gräberfeld. Es war kaum etwas zu sehen. Nur hin und wieder sahen wir einen kantigen Grabstein aus der Erde wachsen. Ansonsten war das Gelände eingeebnet worden. Niemand schnitt das Gras. Es wogte wie eine Dünung unter den Windstößen.
Suko hob die Schultern. »Da habe ich schon andere Friedhöfe kennengelernt.«
»Ja, nichts Unheimliches.«
»Keine Ghouls…«
»Hör auf! Nicht noch die!« Ich löste mich von meinem Freund und schritt um das Ehrenmal herum.
Weit brauchte ich nicht zu gehen, um den zu sehen, den wir praktisch erwartet hatten.
Es war der Reiter auf dem Spinnenrücken!
Und der war bestimmt nicht nur gekommen, um uns einen Guten Tag zu wünschen…

***

Kara schluckte zweimal, obwohl sie es überhaupt nicht mitbekam.

Ansonsten stand sie steif auf der Stelle, war noch blasser geworden und fragte flüsternd: »Es gibt also zwei Würfel?«

Myxin nickte.

»Und weshalb hast du mir nichts davon erzählt?«

»Ich hielt es nicht für nötig, wollte dich auch nicht beunruhigen.«

»Wer weiß noch davon?«

»Sicherlich auch der Spuk.«

»Ich meine die, die auf unserer Seite stehen.«

»Keine Ahnung.«

»Der Eiserne Engel?« Kara ließ nicht locker.

»Möglich.«

Die Schöne aus dem Totenreich konnte es noch immer nicht fassen. Sie setzte sich in Bewegung, lief dabei einen Kreis und bewegte den Kopf von einer Seite auf die andere. »Verflixt, Myxin, damit hast du mich geschockt oder aus der Ruhe gebracht.«

»Das hatte ich nicht vor…«

»Glaube ich dir sogar.« Kara blieb stehen. Zweifel lagen auf ihrem Gesicht, als sie den kleinen Magier anblickte. »Wieso, Myxin? Weshalb gibt es zwei Würfel? Nenne mir den Grund!«

»Frag die stummen Götter.«

»Die sind stumm, wie schon der Name sagt.«

»Ich weiß es auch nicht. Mir ist nur bekannt, daß es einen zweiten Würfel geben muß.«

»Der aber noch nicht gefunden worden ist.«

»So sieht es aus. Ich kenne den Ort auch nicht, wo man ihn verborgen hat. Alles liegt im Dunkel der Vergangenheit. Wahrscheinlich wird der Spuk auch nicht Bescheid wissen. Sonst hätte er ihn schon längst an sich genommen und triumphiert.«

»Das heißt, wir müssen ihn vor ihm finden.«

»So ist es.«

Kara wischte über ihre Stirn. »Mein lieber Schwan, das ist nicht einfach, wie mir scheint. Nein, tatsächlich nicht. Wobei sich die Frage stellt, ob wir den zweiten Würfel überhaupt in dieser normalen Welt oder in anderen Dimensionen suchen sollen.«

»Das alles könnte auf uns zukommen.« Myxin deutete auf die spiegelnden Steine. »Wenn wir dies überleben.«

Kara war dafür, klare Verhältnisse zu schaffen. »Du hast die goldene Pistole, Myxin, also werden wir etwas unternehmen. Wir müssen die Spiegelung wieder verschwinden lassen. Ihre Kraft werden die Steine nicht verloren haben. Versuchen wir es.« Bevor der kleine Magier noch eine Antwort geben konnte, hatte sie sich in Bewegung gesetzt und war in den Raum zwischen die Steine getreten.

Jeder Stein war mit dem anderen durch eine Linie verbunden.
Normalerweise unsichtbar, erst wenn die von Myxin und Kara eingesetzte Magie wirkte, waren auch die Verbindungslinien sichtbar.
Dann strahlten sie in einem dunklen, geheimnisvollen Rot.
Myxin nahm die Totenmaske mit, Kara verließ sich auf ihr Schwert. Als sie den Schnittpunkt der noch unsichtbaren Linien erreicht hatte, blieb sie stehen und schüttelte sich. Die Schöne aus dem Totenreich fühlte sich nicht wohl. Eine Gänsehaut rann über ihren Rücken. Noch nie war es ihr so ergangen. Wenn sie aber auf die spiegelnden Flächen schaute und sich selbst nicht darin erkennen konnte, war das schon mehr als ungewöhnlich.
Sie hatte das Schwert so aufgestellt, daß es mit der Spitze den Boden berührte. Beide Hände der Frau lagen auf dem Griff. Die Augen hatte sie halb geschlossen.
Myxin trat zu ihr.
Die Totenmaske hielt er noch in der Hand. Erst als er stehenblieb, setzte er sie auf.
»Bereit?« fragte Kara.
»Ja.«
»Du weißt auch, daß es schiefgehen kann und wir dann in den Bann des Würfels geraten?«
»Sicher.«
Es war das letzte Wort, das die beiden miteinander sprachen. Anschließend konzentrierten sie sich und setzten ihre magischen Kräfte ein, um die andere fremde Magie damit zu überwinden…
Da stand er also, und es sah beileibe nicht so aus, als würde er die Spur einer Angst vor uns zeigen.
Das merkten auch Suko und ich. Mein Freund meinte: »Es wäre besser, wenn wir nicht so dicht beisammen stünden.«
Der Meinung war ich ebenfalls. Suko ging nach links weg, ich nahm den rechten Weg.
Mein Freund und Partner griff noch einmal in die Tasche und holte seinen Stab hervor. Wenn er ihn einsetzte, gelang es ihm, die Zeit für fünf Sekunden anzuhalten. Zuvor mußte er ein bestimmtes Wort rufen, damit es auch klappte.
Noch hatte Suko dies nicht gebraucht, und vielleicht schafften wir den Reiter auch so.
Ich versuchte die Entfernung zu schätzen.
Zwanzig Schritte?
Das kam ungefähr hin. Rechnete ich hinzu, wie schnell die Spinne laufen konnte, war das ein Klacks. Sie würden bei uns sein, bevor wir uns noch richtig auf sie eingestellt hatten.
So schnell und brutal dieser Reiter auch innerhalb des Hauses reagiert hatte, um so mehr Zeit ließ er sich hier. Ich hatte das Gefühl,

als würde er auf etwas warten. Zudem war sein Blick auch nicht direkt auf uns gerichtet, er interessierte sich mehr für das Ehrenmal in unserem Rücken, als käme von dort die Lösung irgendeines Problems.

Ich drehte mich schnell um.

Grau lag das Mal vor uns. Nichts hatte sich daran verändert. Der Wind umfuhr es, und er hob auch den langen Umhang unseres Gegners in die Höhe, wobei der Wind den Stoff knattern ließ.

Es war gut, daß sich die Kreatur auf der Spinne noch nicht bewegt hatte. So bot sie für mich und meinen Bumerang ein gutes Ziel. Mit keiner anderen Waffe wollte ich es noch versuchen.

Ich holte aus und schob den rechten Arm dabei nach rechts. Einen letzten Blick warf ich dem abgespannt herumstehenden Suko zu.

Der nickte kurz.

Er war also einverstanden.

Und ich auch.

Wuchtig schleuderte ich die Waffe. Ich hatte sie schon gegenzahlreiche Dämonen eingesetzt, und von meinem Bumerang waren auch mächtige Gegner vernichtet worden. Immer wieder hatte es die silberne Banane geschafft, meine Gegner zu vernichten, doch in diesem Falle war ich skeptisch. Ich hatte erlebt, wie der Mann auf der Spinne meinen und Sukos Versuchen widerstand, und auch der Flug der silbernen Banane wurde von mir zitternd verfolgt.

Ein silberner Kreisel wischte durch die Luft. Der Hauch jagte dem Ziel entgegen. Ich hatte die Waffe leicht »angeschnitten« geschleudert, so daß sie während ihres Fluges an Höhe gewann, und sie traf voll ihr Ziel.

Es war genau die Stelle zwischen Kopf und Schultern, die ich hatte haben wollen.

Die halbmondförmige Waffe wurde zum rotierenden Messer, aber in diesem Fall machte sie mir einen Strich durch die Rechnung.

Zwar hatte mein Bumerang getroffen, er wollte den Hals auch durchschlagen, nur bestand diese Person aus einem Material oder Stoff, der selbst dieser mächtigen Waffe etwas entgegensetzte.

Der Kopf blieb.

Und er bekam einen Ring.

Es war ein feuriger ovaler Streifen, der sich um den Hals der Gestalt legte, und innerhalb dieses Ovals befand sich der Hals mit dem aufgesetzten Kopf.

Der Planet Saturn sah so ähnlich aus wie dieses vor mir auf dem Rücken einer Spinne sitzende Wesen, und ich hätte ebenso einen Stein schleudern können. Die Wirkung wäre im Endeffekt gleich gewesen.

Für einen Moment bekam ich schreckliche Angst um meine Waffe. So etwas hatte ich noch nicht erlebt. Selbst dem Schwarzen Tod war es damals nicht gelungen, dem Bumerang zu widerstehen.

Und jetzt das…

Das Oval nahm die Farbe an, wie ich sie kannte. Als meine Kugel und die Riemen der Dämonenpeitsche den Gegner berührt hatten, war auch dieses rötliche Schimmern entstanden.

Das gleiche erlebte ich hier.

Und dann war es verschwunden. Mit einem strahlenden Aufblitzen zogen sich auch die letzten Funken zurück, und ich starrte auf meinen Gegner, der sich nach wie vor nicht rührte und auf dem Rücken der frauenköpfigen Monsterspinne hockenblieb.

Auf mich wirkte er, als hätte man ihn dort angeleimt. Mit keinem Teil seines Körpers zuckte er. Triumph strahlte seine Sitzhaltung aus, während ich meinen Blick von ihm weg auf den am Boden liegenden Bumerang richtete, der mir wie weggeworfen vorkam.

Langsam strömte die Luft aus meinen Lungen. Ich ließ sie über die Lippen fließen und hörte auch das Flüstern meines links von mir stehenden Freundes.

»Ich glaube, John, das war es wohl.«

»Verdammt, ich verstehe das nicht…«

»Er ist besser als wir!«

»Nein, vielleicht stärker, aber nicht besser.«

»Trotzdem müssen wir uns etwas einfallen lassen.«

Da hatte er recht. Nur konnte er mir auch nicht sagen, was wir beide gegen diesen Feind unternehmen sollten. Er sah aus wie ein Mensch, doch er war keiner. In ihm mußten Kräfte stecken, von denen wir bisher noch nichts gehört hatten.

Das Schwert hielt er in der rechten Hand. Die Helligkeit des Tages hatte sich verändert. Sie war grauer geworden, denn mittlerweile waren die vorhin noch losen Wolkenberge zu einer zusammenhängenden Wand geworden, die den Himmel bedeckte.

Grau kam mir alles vor. Ein neutraler Hintergrund, vor dem sich das schillernde Gesicht des anderen um so deutlicher abhob. Mir schien es manchmal als wäre es aus zahlreichen Pailletten zusammengesetzt, die jemand übereinander geschoben hatte.

Zum erstenmal sprach er. Wir hörten seine Stimme, aber er nannte nur einen Namen.

»Bri-Onya!«

Damit konnte ich nichts anfangen, Suko auch nicht, und er wollte von mir wissen, was es wohl bedeuten könnte.

»Das ist vielleicht sein Name.«

»Kann sein.«

»Okay, einigen wir uns darauf.«

Und Bri-Onya machte ernst. Ohne daß er ein sichtbares Zeichen gegeben hätte, setzte sich die Spinne plötzlich in Bewegung. Ihre acht Beine bewegten sie zur gleichen Zeit, und das Tier war verflucht

schnell, so daß es fast ein Drittel der Entfernung überwunden hatte, bevor es mir gelang, endlich zu reagieren.

Ich huschte zur Seite und schaute gleichzeitig auf Suko.

Der traute sich nicht, seinen Stab einzusetzen. Ich erkannte an seinem Gesicht, wie er sich quälte. Er dachte darüber nach, hielt ihn auch in der Hand, wobei das entscheidende Wort einfach nicht über seine Lippen wollte.

Er hatte erlebt, daß unsere Waffen nichts ausrichteten. Wer so wie Bri-Onya reagierte, war unter Umständen auch gegen die Magie des Stabes resistent.

So schnell ich auch war, gegen die Laufleistung der Spinne kam ich nicht an. Zudem verkürzte sie mir den Winkel. Ich blieb dann stehen, schaute ihr entgegen und sah auch, daß sich Bri-Onya auf dem Rücken des ungewöhnlichen Reittieres aufgerichtet und sein Schwert schlagbereit erhoben hatte, um es auf mich niedersausen zu lassen.

Das tat er auch.

Ich sprang zur Seite. Es war ein wilder, heftiger Sprung gewesen, und ich kam auch gut weg, so daß mich die gefährliche Waffe verfehlte. Sie hackte in den Boden, riß dort eine Furche, aber das bekam ich nicht mit, da ich mich bereits in einer Drehung befand, um dem nächsten Treffer entgehen zu können.

Er wurde flacher angesetzt. Zudem mit einem Rundschlag zu vergleichen, so daß ich den Kopf einziehen mußte, um diesem Streich zu entkommen.

Vorbei!

Zum Aufatmen kam ich nicht. Zwar konnte ich einige Schritte laufen, aber ich wollte dem anderen nicht den Rücken zudrehen und wandte mich um.

Noch in der Drehung erkannte ich die Gefahr.

Und ich wußte auch, daß es einfach zu spät war. Der Typ auf dem Spinnenrücken besaß nicht allein sein Schwert als Waffe, er konnte sich auch auf die hinterlistigen und verdammt, gefährlichen Kräfte seiner Spinne verlassen.

Das bewies sie mir.

Der Faden aus dem Frauenmund war einfach zu schnell. Zwar kam ich noch weg, aber er traf mich mitten im Sprung. Den Schlag an der rechten Brustseite bekam ich voll mit. Er schüttelte mich durch, ich ächzte, auch ein leiser Schrei wehte über meine Lippen, dann konnte ich mich nicht mehr halten und wurde zu Boden geschleudert.

Hilflos landete ich auf dem Rücken.

Zudem »angekettet« an meinen Gegner, der nun leichtes Spiel mit mir hatte.

Es war furchtbar.

Ich hing an dem Faden, doch dies war der Spinne nicht sicher genug.

Sie schoß mir einen zweiten entgegen, der mich hart traf und nachzitterte wie die Stahlsaite einer Gitarre.

Ich kam nicht mehr hoch.

Allein meine Arme konnte ich bewegen. In diesem Augenblick kam mir wieder sehr deutlich zu Bewußtsein, wie sehr mir mein Silberdolch fehlte. Mit ihm hätte ich die Netzfäden vielleicht in kürzester Frist kappen können, da mir keine Zeit mehr blieb, denn Bri-Onya wollte ein Ende machen.

Ich hing an den Fäden seiner Spinne wie an einer langen Leine von ihm, und er kam näher.

Mir hatte der Anblick des Toten gereicht, der von dieser Gestalt hinterlassen worden war. Ein Schauer rann über meinen Rücken.

Die Angst stieg hoch. Übergroß kam mir sein Schwert vor, denn er hatte den rechten Arm erhoben und brauchte die Entfernung nur minimal zu verkürzen, um mich erschlagen zu können.

Mit einer verzweifelten Bewegung drehte ich den Kopf nach links.

Dabei blieb er noch auf dem Boden liegen, da ich sehen wollte, was mein Freund Suko tat.

Er griff nicht ein.

Womit hätte er mich auch retten können, aber in seiner rechten Hand befand sich nach wie vor der Stab.

Es gab nur die eine Chance.

»Topar!«

Suko hatte das Wort genau in dem Augenblick gerufen, als der andere den Mordangriff startete.

Und plötzlich stand er still!

Auch mir war es nicht mehr möglich, mich zu bewegen. Ich lag auf dem Rücken, hatte die Augen weit aufgerissen, war zur Bewegungslosigkeit erstarrt und mußte erkennen, daß sich auch mein Gegner nicht mehr bewegte, sondern wie angeklebt auf dem panzerartigen Spinnenrücken hockte.

Erstarrt in der Schlaghaltung…

Aber Suko handelte.

Der Chinese wußte, daß ihm nur mehr fünf Sekunden blieben, um etwas zu erreichen. Er hatte selten eine Szene erlebt, in der es wirklich auf alles ankam. Dabei wußte der Inspektor nicht, wo er zuerst anfangen sollte.

Wichtig war das Schwert.

Wenn Suko diesen Bri-Onya entwaffnete, bekam John Sinclair die Chance, wenigstens im Augenblick dem Tod zu entgehen. Um die Spinnenfäden zu lösen, würde ihm sicherlich nicht mehr die Zeit bleiben, es zählte die Waffe.

Um an sie heranzukommen, mußte auch Suko auf den Spinnenrücken. Das gelang ihm mit einem geschmeidigen Sprung.

Er stand neben Bri-Onya, packte das Gelenk dieses Kämpfers und Mörders und stellte fest, wie schwer es ihm fiel, den Arm herumzudrehen. Das konnte einfach kein Mensch sein. Suko wurde das Gefühl nicht los, gegen einen metallenen Roboter zu fighten, so hart und fest saß der verdammte Arm. Er hörte es auch knirschen, und einen Moment später war die Zeit, die Suko zur Verfügung gestanden hatte, verstrichen.

Bri-Onya bewegte sich wieder.

Und Suko stand noch immer auf dem Spinnenrücken.

Er hatte das Gesicht aus der Nähe gesehen, erkannte innerhalb der Haut die glänzenden, manchmal direkt spiegelnden Einschlüsse, und dieses Bild war das letzte, das er vorerst mitbekam, denn die Kraft des anderen lag weiter über der des Chinesen.

Suko bekam einen Stoß, den er nicht mehr ausgleichen konnte. Er rutschte von der runden Seite ab und fiel zu Boden.

Das bekam ich ebenfalls mit.

Da die fünf Sekunden vorbei waren, konnte auch ich meine Umgebung wieder aufnehmen. Die Szene hatte sich verändert. Das Schwert schwebte nicht mehr in unmittelbarer Nähe über mir, Suko hatte es geschafft, den Arm zur Seite zu drehen. Mehr war ihm auch nicht gelungen, obwohl er sich nur als einziger während der Zeitspanne hatte bewegen können.

Die Gefahr war nach wie vor da!

Suko lag am Boden, kam zwar mit einem Sprung wieder hoch und wollte auch nicht aufgeben.

Er sprang den anderen an.

Plötzlich lag mein Freund in der Luft. Ich sah noch sein verzerrtes Gesicht, in dessen Zügen sich der Kampfeswille widerspiegelte, dann nahm mir Bri-Onyas Körper die Sicht auf meinen Freund, der unseren gemeinsamen Gegner von hinten anging.

Suko packte zu. Seine Arme umklammerten in einem bestimmten Winkel den Hals des anderen. Ich kannte diesen Griff. Ein Fachmann setzte ihn nur in außergewöhnlichen Notlagen ein, denn durch diese Klammer war es möglich, einem Menschen das Genick zu brechen.

Nur war der andere kein Mensch mehr, auch wenn er so aussah.

Er war ein Monstrum, ein Wesen aus einer Substanz, die Suko und ich nicht kannten.

Mein Freund bekam ihn nicht nach hinten gezogen. Auch hörte ich kein Knacken oder Knirschen. Im Gegenteil, der andere schüttelte sich, als wollte er meinen Freund abstreifen.

Inzwischen versuchte ich verzweifelt, mich zu befreien. Ich hatte die rechte Hand um den einen Faden geschlungen und versucht, ihn zu zerreißen.

Er widerstand meinen Bemühungen.

Hart wie eine Stahlseite kam er mir vor, und er schnitt auch in meine Haut, so daß ich das Gefühl hatte, die Hände würden anfangen zu brennen.

Suko kämpfte weiter.

Auch er setzte Tricks ein, um sich nicht abschütteln zu lassen, das alles half nichts.

Auch wenn Bri-Onya sein Schwert nicht gegen uns beide einsetzte, er besaß trotzdem einen Helfer: die Schwarze Magie.

Eine uns unbekannte Kraft griff ein, und ich spürte sie wie einen brausenden Wind, der sich in meinem Rücken hochstellte.

Suko konnte an mir vorbeischauen. Er sah es deshalb besser als ich und schrie: »John, der Spiegel!«

Mir rann es kalt den Rücken hinab.

Bisher hatten wir von einem Spiegel nichts gesehen, nur davon gehört. Trotz meiner schlechten Lage drehte ich den Kopf, konnte endlich das Ehrenmal erkennen und sah auch die kreisrunde, schwach glänzende Fläche.

Das mußte der Spiegel sein!

Er und Bri-Onya standen miteinander in Verbindung. Die Kraft des Spiegels ging auch auf ihn über, wir wurden ebenfalls mit hineingezogen, und ich merkte, daß die andere Kraft mit mir machte, was sie wollte.

Auf dem Boden blieb ich nicht mehr liegen. Plötzlich schwebte ich darüber, sah für einen Moment Sukos erschrecktes Gesicht, das sich über der rechten Schulter Bri-Onyas zeigte, und einen Augenblick später packte uns der gewaltige Sog.

Wir wurden hochgeschleudert. Schon jetzt kam ich mir vor wie in einer Röhre, als mich die Kraft hochriß und auf den kreisrunden Spiegel zuschleuderte.

Für die Länge einer Sekunde sah ich noch die normale Umgebung, dann tauchte ich in die Fläche, die mich verschlang wie ein gieriges Maul.

Noch in der gleichen Sekunde folgten Suko, Bri-Onya und die Spinne!

***

Er saß in einem Reich, das keine normalen Grenzen besaß, das fließend war, sich verändern konnte, mal groß wurde, sich dann verkleinerte, und er triumphierte.

Denn er besaß den Würfel!

Es hatte eine lange Jagd nach ihm gegeben. Nach mehreren Versuchen erst war es ihm endgültig gelungen, diesen Gegenstand an sich zu reißen, um mit ihm zu spielen.

Der Würfel des Unheils oder des Heils!

Sein neuer Besitzer lachte, als er daran dachte. Er wollte den ersten

Namen groß herausheben. Dieser Würfel sollte, ja, er mußte einfach Unheil verbreiten.

Sein Besitzer war der Spuk!

Einen der mächtigsten Dämonen überhaupt. Der Letzte der Großen Alten, denn die anderen fünf waren vernichtet worden, als sie versucht hatten, auch die Kontrolle über die Hölle zu bekommen.

Das lag hinter ihm. Nur der Spuk hatte überlebt, und er würde den Würfel so einsetzen, wie er es für richtig hielt.

Lange hatte er überlegt, ihn betrachtet, ihn analysiert, nachgedacht und sich der alten Magie erinnert, die es schon gegeben hatte, als das Gebiet des heutigen Europa noch fast menschenleer gewesen war.

Der Besitzer des Würfels konnte ihn manipulieren. Kraft seiner Gedanken würde ihm dies gelingen, aber der Würfel war auch noch zu anderen Dingen nutze.

Man konnte ihn verändern.

Genau das hatte der Spuk vorgehabt.

Er selbst war ein gestaltloses Wesen, eine schwarze Wolke, die sich verändern konnte, wie es gerade nötig war. Auch für ihn gab im schwarzmagischen Reich kaum Grenzen, und er hatte sich wieder an eine Dimension erinnert, in der besondere Dinge geschahen. Allein aus dem Grund, weil in ihr an einem unendlichen weiten Himmel keine normale Sonne stand, sondern ein brennender, glühender Ball.

Eine gnadenlose Dämonensonne!

Angefüllt mit einer Kraft, die kaum zu messen war, die Hitze abstrahlte und trotzdem nicht verbrannte.

Sie veränderte nur.

Zumeist bestimmte Gegenstände, die magisch aufgeladen waren.

Diese Dämonensonne besaß die Eigenschaft, eine Haut so zu brennen, daß sie fast nichts vernichten konnte.

Jedenfalls wußte der Spuk keine Waffe, und der Würfel war ihm genau richtig gekommen.

Er hatte ihn der anderen Dämonensonne ausgesetzt.

Es dauerte nicht einmal lange, als mit dem Quader eine Veränderung vor sich ging.

War der Würfel zuvor von einer rotvioletten Farbe gewesen, so verschwand diese allmählich, je länger der Würfel vom Spuk den Strahlen dieser außergewöhnlichen Sonne ausgesetzt wurde.

Die Farbe wurde aus dem Gegenstand regelrecht weggeätzt. Sie bekamen einen anderen Glanz, der viel heller war und immer heller wurde, so daß er zum Ende dieses Vorgangs einem Spiegel glich.

Alle Seiten des Würfels waren davon erfaßt worden. Der Spuk konnte zum Schluß auf einen spiegelnden Quader schauen, der die Welt der hart brennenden Dämonensonne zwar nicht veränderte, aber, manipuliert durch die gedankliche Kraft des dämonischen Wesens, bis

auf die Erde zurückstrahlte und dort eine Magie zum Leben erweckte, die längst verschollen und nur noch in Überresten vorhanden war.

Durch die Kraft des Spiegels wurden diese Überreste wieder reaktiviert und geweckt.

Magie breitete sich aus.

Eine alte, schreckliche Magie, die bisher in einem tiefen Schlaf gelegen hatte.

Spiegel entstanden!

An bestimmten magischen Orten lauerten sie darauf, die Kräfte der Welt mit der Dämonensonne auf die Erde zu bringen, und sie in Besitz zu nehmen.

Diese dimensionsartigen Spiegeltore waren so raffiniert angelegtworden, daß man sie nicht allein von einer Seite betreten konnte, nein, sie schleusten auch die gefährlichen Kräfte einer anderen Dimension in die Welt der Menschen.

Bri-Onya war der Beginn und das beste Beispiel dafür. Er lebte in dieser entarteten Welt, die von den Kräften eines Spiegels beherrscht wurde, und die der Würfel nun voll kontrollierte.

Es war die Welt ohne natürliches Leben. Eine Welt ohne Schatten, da weder Berge, Hügel, Täler noch Vegetation vorhanden waren.

Der Schrecken an sich. So stellte man sich die absolute Einöde vor, und nur einer warf in dieser Welt einen Schatten.

Der Spuk persönlich.

Wenn er erschien, verdunkelte sich die gnadenlos brennende rote und dennoch spiegelnde Sonne für die Dauer der Anwesenheit des Spuks, aber die Strahlen taten ihm nichts, ebensowenig wie dem Würfel, dessen Spiegelflächen getroffen wurden und die Kraft der Dämonensonne wieder zurückschleuderten.

Diese Welt war nicht für Menschen, es sei denn, sie sollten sterben, wie die Frau, die durch den Spiegel unter die Kraft der Dämonensonne geraten war und eine schreckliche Veränderung über sich hatte ergehen lassen müssen.

Aus der staubigen Tiefe der Welt war eine Riesenspinne gekrochen und hatte sich das Opfer auf schlimme Art und Weise vorgenommen.

Die Spinne besaß jetzt den Frauenkopf, während der Schädel des Tieres zu Staub verfallen war.

Einen Austausch hatte es nicht gegeben.

Für den Spuk war dies alles nur ein Vorspiel gewesen. Er wollte etwas ganz anderes.

Seine eigentlichen Feinde!

Die Männer und Frauen um John Sinclair!

Der Dämon wußte genau, wie scharf der Geisterjäger hinter dem Würfel her gewesen war. Er würde jede Spur aufnehmen, um ihn wieder in seine Hände zu bekommen.

Nun, die Spur war gelegt, so konnte der Spuk nur hoffen, daß Sinclair sie auch fand.

Für den Gestaltlosen war der Würfel gleichzeitig der Gegenstand, der ihm die Mitteilung machte, wie es auf der Erde aussah.

Dabei freute er sich diebisch, daß es ihm sogar gelungen war, die *flaming stones* zu verändern. Auch sie waren Reste einer längst versunkenen Zeit und für die Kraft des Spiegels empfänglich.

Darüber konnte sich der Spuk freuen, falls man überhaupt bei einer Erscheinung, wie er sie darstellte, von Freude reden konnte. Jedenfalls dachte er daran, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen.

Der Würfel lag irgendwo in der Welt unter der anderen Sonne und strahlte ab.

Ein helles, glänzendes Licht, eine Reflektion, und gleichzeitig waren seine Seiten so durchsichtig, daß der Spuk auch hineinsehen und etwas erkennen konnte, das in einer anderen Welt lag.

In der normalen…

Er sah die Flammenden Steine, erkannte die Ratlosigkeit des kleinen Magiers und der Schönen aus dem Totenreich und amüsierte sich darüber köstlich. Für ihn bedeuteten die beiden keine Gefahr.

Er würde sich um sie auch später kümmern, andere Dinge waren wichtiger.

Sinclair und Co…

Die magische Spur war gelegt. Wie er den Geisterjäger kannte und einschätzte, würde er darauf abfahren und versuchen, den Kontakt aufzunehmen. Dann sollte er sein blaues Wunder erleben.

Der Spuk wußte genau, wie stark die Gegner waren, die in dieser leergebrannten Welt geboren wurden. Daran würden Sinclair und seine Freunde verzweifeln.

So brauchte der Spuk nur zuzuschauen und zu warten, bis seine Pläne erfüllt wurden.

Und Sinclair biß an.

Der Würfel zeigte ihm den verzweifelten Kampf der beiden Geisterjäger gegen Bri-Onya, einem der Wesen aus dieser Welt, der auf einer Spinne ritt und vernichten wollte.

Sie kamen gegen ihn nicht an, so sehr er es auch versuchte. Und als der Spuk sah, daß die beiden fast verzweifelten, griff er ein.

Es bereitete ihm Genuß, dank seiner magischen Kraft die Verbindung zwischen dem verspiegelten Würfel, des Unheils und dem Spiegel auf der Welt herzustellen.

Ein magischer Sog entstand, dem niemand widerstehen konnte.

Auch Sinclair und Suko nicht!

Die Welt der Dämonensonne wartete auf sie…

***

Und wir drangen hinein!
Es war keine angenehme »Reise« gewesen, die hinter uns lag.
Eine dämonische Kraft hatte mit uns gespielt und uns praktisch zu Statisten degradiert.
Als wir landeten, war alles anders.
Verschwunden war Bri-Onya. Er mußte sich von Suko gelöst haben, ohne daß mein Partner es gemerkt hatte. Auch die Spinne war nicht mehr zu sehen, und als wir beide uns dann umschauten, sahen wir überhaupt nichts. Oder so gut wie nichts.
Eine Weite, die mich erschreckte. Eine Leere, die mich depressiv machte.
Leblos, kalt, grausam und erfüllt von einer erbarmungslosen Hitze, die seltsamerweise die Haut traf, sie aber nicht verbrannten, sondern durch die kleinen Poren drang und ihr »Feuer« erst innerhalb unseres Körpers entfachte.
Ein Rätsel…
Während ich mich nicht bewegte, machte Suko die ersten Schritte in meine Richtung. Sein Gesicht war verzerrt, die Füße schleiften über den Boden. Auf seinem Gesicht lag Schweiß, und seine Stimme klang stöhnend, als er mich fragte: »Fühlst du dich auch so mies wie ich?«
»Noch mieser.«
Mein Freund lachte. »Das kannst du wohl sagen. Irgendwie hat es uns erwischt, John.«
»Klar, aber wer?«
Er hob die Schultern.
Jetzt bewegte auch ich mich, ging zur Seite und hatte das Gefühl, Zentnerlasten an den Beinen hängen zu haben. Ich wußte nicht, woran es lag. Nach einem Blick zur Dämonensonne wußte ich jedoch Bescheid.
Sie allein trug daran die Schuld.
Sie war so schrecklich, so grausam, so heiß, alles verbrennend, aber dennoch nicht so schlimm, daß sie unsere Haut zerstörte. Sie sorgte nur für eine entsprechende Mattheit, die sich in unserem Innern ausbreitete, wobei wir das Gefühl hatten, als wäre unser Blut doppelt oder dreifach so dick geworden, so daß jede unserer Bewegungen von einer Trägheit begleitet wurde, die für uns kaum erklärbar war.
»Wenn das so weitergeht, schaffen wir es nie«, sagte auch Suko.
»Wir werden ausgebrannt, regelrecht geleert, innerlich verdampft…« Er hob die Schultern.
»Du hast wirklich eine besondere Art, mir den entsprechenden Mut zu machen«, erwiderte ich.
»Siehst du es anders?«
»Nein.«
»Na bitte.«

»Ich frage mich nur, wo sich unser Freund Bri-Onya befindet.«
Während meiner Worte ließ ich den Blick über die verbrannte Leere dieser Welt wandern und nichts als nur die braunrötlich schimmernden Steine und den trockenen Boden, über dem die gnadenlose Hitze schleierartig waberte.
»Sei froh, daß er nicht da ist«, erwiderte Suko. »Jetzt hätten wir erst recht keine Chance gegen ihn.«
»Das kann stimmen.«
Wir erholten uns nicht. Im Gegenteil. Je mehr Zeit verstrich, um so matter fühlten wir uns. Diese Welt fraß uns auf. Sie war das Niemandsland schlechthin und würde uns leersaugen.
Glücklicherweise konnten wir atmen. Es mußte sich auch der so lebenswichtige Sauerstoff in der Luft befinden, aber die Atemluft war nicht normal. Bald hatte ich das Gefühl, Sirup in den Lungen zu haben.
Hier paßte sich eben alles an.
Nur wir nicht.
»Irgend etwas müssen wir tun«, sagte Suko und wischte über sein Gesicht.
Ich hob nur die Schultern. Ratlosigkeit kennzeichnete diese Geste.
In dieser Dimension war es einfach nicht möglich, sich zurechtzufinden. Wir hingen hier regelrecht fest und waren auf Gedeih und Verderb unseren Gegnern ausgeliefert.
»Etwas müssen wir unternehmen«, sagte Suko, der sich aktiver gab als ich. »Es kann nicht so weitergehen.«
»Das geht auch nicht so weiter«, erklärte ich. »Schau mal nach vorn, Alter.«
Im nächsten Augenblick vergaßen wir unsere persönlichen Sorgen, denn vor uns, über dem Untergrund, etwa in der Mitte zwischen Sonne und Horizont, schwebte ein Gegenstand.
Es war ein geometrisches Gebilde, das drehte sich während des Flugs und strahlte fast wie ein Stern. Es blendete aber nicht, so daß wir prima beobachten konnten.
»Ich werde verrückt!« flüsterte Suko. »Weißt du, was das ist, John?«
»Ja«, gab ich flüsternd zurück. »Der Würfel!«
Er genau war es, hatte sich verändert und war trotzdem der gleiche geblieben, denn seine Größe, die Umrisse und die Kantenlängen stimmten überein.
Der Würfel des Unheils!
Und damit war uns klar, in welch eine schreckliche Anhängigkeit und Gefangenschaft wir geraten waren.
In die des Spuks!
Gedacht hatten wir es schon, nur gehofft, daß wir uns irrten. Seit dem Anblick des Würfels war uns klargeworden, daß wir leider richtig

getippt hatten.

Wir standen da und schauten dem Würfel entgegen. Ich wußte nicht, wie es Suko erging, mir aber schossen tausend Gedanken durch den Kopf. Ich dachte an den Würfel, an die lange Reise, die er hinter sich hatte, die für uns zu einer Jagd geworden war, die wir letztendlich doch verloren hatten, weil der Spuk ihn an sich nahm.

Er hatte ihn verändert.

Ich kannte ihn als einen rotvioletten Quader, milchig und farblich abgestimmt in seinem Innern, mit Schlieren versehen, die auf mich wie peitschenartige gefrorene Einschlüsse gewirkt hatten. Durch die verspiegelten Seiten war davon nichts mehr zu sehen.

»Ich habe etwas«, sagte Suko. Er wollte mir den Bumerang reichen. »Den konnte ich noch mitnehmen.«

»Na und?«

»Versuch mal, ihn gegen den Würfel zu schleudern.«

Ich schaute ihn mit einem langen Blick an. »Sonst hast du keine Wünsche, wie?«

»Wieso? Ich…«

»So kraftlos, wie ich bin, bekomme ich ihn kaum hoch. Wirf ihn meinetwegen weg…«

»Wie gut du deine Lage einschätzen kannst, John Sinclair!« Wir beide vernahmen eine düstere Stimme, die aus der Tiefe und Leere dieser Welt erschallte und deutlich zu verstehen war.

Ich schaute hoch und gleichzeitig auch nach vorn.

Es wurde düsterer.

Vor die Sonne hatte sich eine gewaltige dunkle Wolke geschoben.

Eine stumme gefährliche Drohung, die ebenso vorschwebte wie der Würfel des Unheils, der vor dem jetzt dunkleren Hintergrund für uns besser zu erkennen war.

Wie auch die Wolke, die einen bestimmten Namen besaß.

Es war unser Erzfeind, der Spuk!

Seltsam, weder Suko noch ich waren von seinem Auftauchen überrascht. Irgendwie hatten wir damit gerechnet, daß sich derjenige zeigte, der alles an der langen Leine hielt.

Das war er nun einmal, denn ihm gehörte auch der Würfel, und er hatte ihn für seine Zwecke manipuliert.

So wie die Wolke sich nicht mehr bewegte, so stand auch der Würfel plötzlich still. Wir kamen in den Genuß, ihn länger betrachten zu können, aber unsere Aufmerksamkeit wurde durch die Worte des Spuks wieder abgelenkt.

»Ich heiße euch unter der alles verbrennenden und verändernden Dämonensonne willkommen. Jeder, der sich hierher gewagt hat, wurde zu einem anderen. Auch euch wird es so ergehen. Die Strahlen der Sonne werden euer Blut verdampfen, es dauert nur seine Zeit und

verlängert die Qualen. In dieser Dimension ohne einen Tropfen Wasser regieren andere Kräfte. Die Sonne hat euch den Weg gewiesen. Sie verdampft nicht allein euer Blut, sie sorgt auch dafür, daß ihr mit normalen Waffen nicht mehr zu schlagen seid. Dafür ist Bri-Onya das beste Beispiel. Ihr habt ihn nicht geschafft, aber er kann euchschaffen…«

»Was willst du?« Ich hatte das Gefühl, nur noch zu flüstern, so schwer fiel es mir bereits, die Worte auszusprechen.

Die Wolke zog sich zusammen. Die Stimme aber blieb. Sie klang jetzt noch höhnischer als bei der ersten Ansprache.

»Du wolltest doch den Würfel, Sinclair. Jetzt hast du ihn, nein, jetzt siehst du ihn. Wenn du in dieser Welt allmählich verbrennst, wirst du ihn stets vor Augen haben. Seine Flächen sind von mir beeinflußt worden. Du kannst während deines Todeskampfes in die normale Welt zurückschauen und dort sehen, wie verzweifelt man versucht, euch zu finden. Der Würfel wurde durch mich verändert, und ich habe die Verbindung zu den Spiegeltoren und Dimensionsdurchlässen auf deiner Welt herstellen können, so daß ich abermals einen Teil der Kontrolle über gewisse Gebiete besitze. Das ist mein erster Schritt.«

»Und der zweite?« fragte Suko.

»Die Vernichtung und gleichzeitige Herrschaft!«

Bei manch einem Gegner hätten wir gelacht. Beim Spuk wagten wir es nicht, weil wir ihn einfach zu gut kannten. Er hatte uns schon mehr als einmal bewiesen, wie mächtig er war.

Lange Zeit hatte er abgewartet. Gewissermaßen zwischen den Fronten. Auf der einen Seite hatten die Hölle und Asmodis gestanden, auf der anderen die Großen Alten, zu denen der Spuk auch gehörte, doch er hatte es stets verstanden, sein eigenes Spiel zu treiben und zuintrigieren, wobei er die verschiedenen Dämonenarten gegenseitig ausspielte.

»Ich habe euch beobachtet«, fuhr er fort. »Und ich habe auch eurer Unterhaltung zugehört. Ihr habt versucht, Bri-Onya zu töten. Es ist euch nicht gelungen, trotz eurer starken Waffen. Dies ist ein Beweis dafür, daß die Welt unter der Dämonensonne eine Stärke enthält, die für Menschen nicht mehr angreifbar ist…«

»Und die Frau, was hatte sie damit zu tun? Weshalb hast du sie geholt?« Ich mußte ihn einfach unterbrechen.

»Sie war ein Zufallsopfer.« Der Spuk lachte donnernd. »Sie und das Mädchen hielten sich ausgerechnet zu dem Zeitpunkt am Grabmal auf, als der Spiegel sichtbar wurde. Ihr Pech…«

»Weshalb die Spinne?«

»Angst, Sinclair?« Wieder lachte er. »Auch das hat eine einfache Erklärung. So leer diese Welt euch scheinen mag, in ihrem Innern lauern Feinde, unter anderem die Spinnen, die sich eingegraben haben

und einen dämonischen Ursprung besitzen. Sie sind in der Lage, Menschen zu verändern, das hat sie bewiesen. Nur der Kopf der Frau lebt noch. Ihr Körper ist längst verdorrt und zu Staub geworden. Vielleicht findet ihr noch ein paar bleiche Knochen, mehr kann von ihr nicht mehr zurückgebleiben sein.«

Dieser Zynismus des Spuks bereitete mir Angst. Hätte ich nur eine Waffe gehabt, ich hätte es mit allen Mitteln versucht. Mein Kreuz hatte ihn schon einmal gestoppt, da war er wohl zu unvorsichtig gewesen und hatte zudem auch nicht die Kraft besessen wie jetzt.

Der Würfel bewegte sich nicht mehr weiter. Er stand schräg über uns in der Luft. Seine Seiten glänzten matt. In der Farbe hatte er nichts mehr mit seinem Urzustand gemeinsam. Ich stellte mir sogar die Frage, ob ich ihn überhaupt noch besitzen wollte.

So weit war es inzwischen gekommen.

»Zum Schluß möchte ich euch noch sagen, daß mir ein Sieg gelungen ist«, erklärte der Spuk. »Ich habe gewonnen, ihr seid meine Gefangenen, trotz euerer Waffen chancenlos, und ich werde euch noch den schicken, den ihr vermißt habt. Bri-Onya!«

Er hatte das letzte Wort kaum ausgesprochen, als die Wolke dünner wurde, sich gleichzeitig verbreitete und bald nur noch wie ein Schatten wirkte, der etwas ausstrahlte, das uns Angst machte.

Es war das Grauen.

Diese Ära des Schreckens, die sich über das flache Land legte und auch uns unangenehm berührte.

Ich kannte so etwas. Dieses Gefühl trat immer dann auf, wenn sich der Spuk in der Nähe aufhielt.

Vor uns bewegte sich etwas.

Es schien so, als würde ein halbrunder Stein mit einem darauf sitzenden Menschen über den flachen Boden kriechen.

Leider war es kein Stein. Wir kannten die Spinne mit dem Menschenkopf bereits, und sie war es, die über den trockenen Boden eilte und einen direkten Kurs auf uns nahm.

Suko hielt noch immer meinen Bumerang. Ich sah, daß sein rechter Arm vor und zurück schwang.

»Du schaffst es nicht!« keuchte ich.

»Klar, John, klar!« stieß Suko aus. »Ob du es glaubst oder nicht, ich will es auch nicht.«

Mattheit und Resignation hatten in seiner Antwort gelegen.

Besser fühlte ich mich auch nicht, obwohl ich mein Kreuz trug, meine Hand hob und danach tastete.

Es hatte sich tatsächlich erwärmt. Vielleicht war es die Umgebung, die dafür gesorgt hatte, wohl kaum die Magie.

Auch ich merkte, wie die Kraft allmählich aus meinem Körper rann. Selbst das Stehen fiel mir schwer. Das gleiche galt für die Atmung.

Aber ich brauchte Sauerstoff.
Schwindel packte mich, weil ich die Luft nicht vertrug. Ich ging einige Schritte zurück, torkelte dabei und konnte mich wieder fangen.
So wie mir mußte es einem Verdursteten in der Wüste ergehen. Irgendwann war Schluß, da besaß man nicht mehr die Kraft, sich auf den Beinen zu halten.
Noch stand ich.
Ich starrte nach vorn. Seltsamerweise brannte mein Gesicht nicht.
Die verfluchten Strahlen dieser Dämonensonne gingen durch die Haut in das Innere des Körpers. Dort saugten sie mich leer, nahmen mir die Kraft und auch die Sehschärfe.
So deutlich wie noch beim Gespräch mit dem Spuk erkannte ich den Würfel nicht mehr. Für mich war es nur mehr ein Klumpen ohne Kanten oder Flächen. Dann hörte ich den Fall.
Mühsam drehte ich meinen Kopf auf die linke Seite und konnte erkennen, was geschehen war.
Suko lag auf dem Boden.
Bei normaler Reaktion hätte mir der Schreck fast den Herzschlag gesprengt. So aber dauerte es einige Zeit, bis ich meine träge fließenden Gedanken sortiert hatte und feststellte, daß es Suko zuerst von uns beiden erwischt hatte.
Er lag auf dem Bauch, das Gesicht in der verbrannten Erde und rührte sich nicht mehr. Ich war verzweifelt, wußte, daß ich für meinen Freund nichts mehr tun konnte. Selbst das Ausstrecken des Arms bereitete mir allergrößte Mühe, und als ich versuchte, auf meinen Freund zuzugehen, um ihm trotzdem zu helfen, da erwischte es auch mich.
Es fing im rechten Bein an. Das Zittern war da. Vom Knöchel drang es hoch, erreichte mein Knie und sorgte dafür, daß ich mich nicht mehr halten konnte.
Ich knickte ein!
Mir hatte keiner das Standbein weggerissen, obwohl es mir so vorkam. Von allein war ich gefallen. Daß ich mich trotzdem noch mit den Händen abstützen konnte, war schon ein kleines Wunder.
So gelang es mir wenigstens, in einer knienden Haltung zu bleiben.
Mein Kopf war nach vorn gesunken, der leere Blick fiel auf den steinigen und gleichzeitig schroffen Untergrund, auf dem ein leichter Staubschleier lag.
Es wäre am besten gewesen, mich ebenfalls fallen zu lassen. Was mich dennoch in der Lage hielt, wußte ich nicht. Vielleicht war es ein eingespeicherter Überlebenswille, der sich nun freie Bahn verschaffte, und ich blickte auch auf meinen Freund, der noch hilfloser war als ich.
Ich hörte ihn röcheln und atmete ebenfalls schwer.

Es war nicht mehr still.

Kratzende, rasch aufeinanderfolgende Geräusche vernahm ich aus einer anderen Richtung, drehte mühsam den Kopf und konnte erkennen, daß sich dort etwas tat.

Bri-Onya kam näher!

Er hockte auf dem Körper der Spinne, sah aus wie das große Bildnis des Siegers, der alles zu Boden schlagen oder stampfen wollte und mit uns den Anfang machte.

Müde, resignierend und auch verzweifelt schaute ich ihm entgegen. Die Beine der Spinne wirbelten den Staub in die Höhe, wenn sie sich schnell bewegten, aber die Wolke wurde nie bis über den hornigen Rücken geschleudert.

Ich sah in das Gesicht.

Etwas tickte in meinem Hirn, und plötzlich erkannte ich die Übereinstimmung zwischen der Haut Bri-Onyas und der Farbe dieser wüstenartigen Welt.

Beide waren identisch.

Auch Suko und ich würden so aussehen, wenn es uns nicht gelang, dieser unheimlichen, leeren, sonnenverbrannten Welt zu entkommen, doch diese Chance war gleich Null.

Bri-Onya kam näher.

Er hatte es nicht einmal für nötig gehalten, sein Schwert zu zücken. Unter dem Würfel ritt er hindurch, sogar einen Schatten warf er auf den für mich klumpenartig erkennbaren Gegenstand. So waren es nur wenige Meter, bis er uns erreicht hatte.

Ich kniete vor ihm.

In dieser Lage kam er mir noch größer und wuchtiger vor. Sein Gesicht, das so steinern und gleichzeitig glänzend aussah, blieb ohne Ausdruck. Diese Gestalt wußte, daß nur sie der Sieger sein würde, sie brauchte es nicht einmal zu zeigen.

Sogar der Frauenkopf der Spinne befand sich noch etwas höher als mein Gesicht. Auf der Reise in diese Dimension war der Faden, der uns beide verbunden hatte, gerissen.

Eine Verbindung brauchte es nicht mehr zu geben. Ich konnte dieser gnadenlosen Hitze und den mörderischen aussagenden Strahlen der Dämonensonne nichts entgegensetzen.

Die Haltung, in der ich mich befand, war anstrengend. Zudem wurde immer mehr Kraft aus meinem Körper gesaugt, und wieder einmal begann es mit einem Zittern.

Diesmal in den Armen!

Ich spürte es an den Ellenbogen. Die Adern waren gespannt, sie konnten dem Druck nicht mehr standhalten, weil einfach zu viel Kraft aus ihnen herausgesaugt worden war.

Da mußte der Zusammenbruch kommen!

Und er kam.
Es war so, als hätte jemand meine Arme einfach weggeschlagen.
Plötzlich war kein Boden mehr da, keine Stütze, ich sackte zusammen und schlug auf den harten Boden.
Dabei gelang es mir nicht mehr, den Kopf zur Seite zu drehen, so hieb ich mit der Kinnspitze auf und spürte den Schmerz durch meinen Kopf ziehen. Da ich auf die Schnelle den Mund nicht geschlossen hatte, war nicht zu vermeiden, daß auch Staub an meine Lippen und von dort auf die Zunge und in die Mundhöhle drang.
Das Zeug schmeckte bitter und nach Metall.
Ich drehte den Kopf auf die linke Seite, so daß ich meine Gegner weiterhin sehen konnte. Vor mir lag Suko und rührte sich nicht. Die Strahlen der Dämonensonne brannten erbarmungslos auf seinen Rücken, auch ich wurde getroffen, und der Hitzeschleier dicht über dem Boden gaukelte mir Dinge vor, die nicht existierten.
Innerhalb des Hitzeschleiers bewegte sich der Boden. Er bildete kleine Hügel aus, schien Blasen zu werfen, platzte an einigen Stellen, so daßmir sogar Staub ins Gesicht geweht wurde.
Das konnte keine Einbildung sein.
Es war auch keine.
Der Spuk hatte von Wesen erzählt, die in der Tiefe dieser Welt lauerten. Es waren die gefährlichen Spinnen, und sie verließen ihre Verstecke, um sehen zu können, wie zwei Menschen ausgedörrt wurden.
Sie kamen herbei.
Von allen Seiten krochen sie. Sehr langsam, regelrecht genußvoll.
Ich sah ihre halbrunden Körper als eine auf und nieder wogende Masse, die sich durch nichts stoppen lassen wollte.
Und so fanden sie ihren Weg zu einem Ziel, das praktisch aus zwei Menschen bestand.
Einmal zuckte Suko. Ich konnte erkennen, daß er beabsichtigte, den Kopf zu heben. Es gelang ihm nicht. Er war ebenso kraftlos wie ich. Aus unseren offenstehenden Mündern drang ein Stöhnen. Reste einer akustischen Verzweiflung.
Und der Spuk meldete sich wieder. Ob er als Wolke über unseren Rücken schwebte oder nicht, war für uns nicht mehr feststellbar.
Selbst sein dumpfes Organ schien durch den Hitzeschleier gefiltert zu werden.
»Die Kraft der Dämonensonne hat es geschafft! Es gibt kein Zurück mehr für euch. Diese Dimension mit dem Würfel des Unheils wird euer Schicksal sein. Vielleicht hättet ihr irgendwann einmal eine Chance gehabt, die jedoch ist vorbei. Ich bin der Sieger, und ihr beide, werdet sterben!«
»Wenn du dich da nicht mal irrst!«

Beide hörten wir die helle Frauenstimme, kannten sie auch, aber ich glaubte nicht, daß wir beide richtig begriffen, was sich eigentlich in unserer Nähe abspielte.

Jedenfalls waren zwei Gestalten erschienen, die es mit dem Spuk und seiner Welt aufnehmen wollten.

Myxin und Kara!

***

Die Magie der veränderten Flammenden Steine hatte diese magische Reise ermöglicht, und beide standen in der Welt wie zwei gefährliche, rächende Engel.

Sie wußten auch, daß die Zeit drängte. Vielleicht hatten sie nur Sekunden, und davon durfte keine einzige verlorengehen.

Myxin besaß die goldene Pistole. Er hatte sie sich nicht umsonst besorgt. Wenn es eine Waffe schaffen konnte, sich den Wegfreizuschießen, dann sie.

Den Moment der Überraschung nutzten die beiden aus. Bevor sich die zahlreichen Spinnen auf ihre neuen Gegner einstellen konnten, hatte sich die schwarzhaarige Kara bereits in Bewegung gesetzt und huschte, einen Bogen schlagend, auf die beiden am Boden liegenden Freunde zu, um ihnen zu helfen.

Die Schöne aus dem Totenreich hatte mit einem Blick erkannt, daß kaum noch Zeit blieb. Deshalb beeilte sie sich so sehr, erreichte Suko und mich, und ich fühlte plötzlich eine starke Hand in meiner rechten Achselhöhle.

Ich wurde hochgerissen und festgehalten.

»John!«

Es war ein Schrei, der wie ein Messer durch mein Gehirn schnitt, regelrecht schmerzte und mich gleichzeitig wieder mobil machte.

Irgendwie war noch ein Rest alter Energie in meinem Körper. Es gelang mir, auf den Beinen zu bleiben. Kara ließ mich los. Ich hob sogar noch meinen Bumerang auf, geriet dabei in torkelnde Bewegungen, während Kara Suko in die Höhe hievte und ihn stützen mußte, weil er noch schwächer war als ich.

»Kommt her!«

Myxin hatte den Befehl geschrien. Die Worte waren an uns gerichtet, aber auch ein anderer fühlte sich angesprochen.

Bri-Onya, der Mann auf der Spinne!

Er hatte erst jetzt seine Überraschung hinter sich gebracht und bewegte sich auf den kleinen Magier zu.

Das alles nahm ich aus den Augenwinkeln wahr, als ich neben Kara her torkelte. Kara unterstützte meinen Freund Suko, der verzweifelt nach Luft rang. Ihm erging es da wie mir.

Myxin war der Held der Stunde.

So ruhig, als hätte er schon immer in dieser Welt gestanden, schaute er der Spinne und Bri-Onya entgegen. Dabei hielt er den rechten Arm mit der goldenen Pistole ausgestreckt und wartete, bis er abdrücken mußte.

Bri-Onya schwang sein Schwert. Wie der Würfel und der Spuk reagierten, sah ich nicht, weil ich meinen Blick auf die Waffe in Myxins Hand fixiert hatte.

Mit jedem torkelnden Schritt, den ich zurücklegte, kam sie mir größer vor. Die Hand des kleinen Magiers schien nur mehr aus der goldenen Pistole zu bestehen, und plötzlich drückte er ab.

Es war nicht wie bei einer normalen Waffe. Die goldene Pistole verschoß auch keine Kugeln. Aus ihr drang eine gallertartige, schleimige Masse, die sich auf dem Weg zu ihrem Ziel taumelnd drehte, sich dabei noch überschlug – und traf.

Sie klatschte gegen den Reiter und auch vor die Spinne. So mußte es sein, nun konnte sie ihre eigentliche Kraft entfalten und sich verteilen. Dies ging rasend schnell. Der Reiter kam nicht dazu, dagegen etwas zu unternehmen, denn die Masse blähte sich auf wie ein Ballon, umfaßte sowohl Spinne als auch Reiter und bekam an ihrem unteren Ende noch zwei kleine, dünne, stelzenartige Füße, die sie trugen, wobei das Opfer innerhalb des Blasenovals schaukelte.

Es war ein Bild, wie ich es kannte, denn die Masse hatte schon manchen vernichtet.

Schaffte sie auch den bisher unbesiegbaren Bri-Onya?

Wenn nicht, waren wir endgültig verloren.

Bri-Onya kämpfte.

Er schlug mit seiner scharfen Waffe um sich. Eigentlich hätte es kein Problem sein müssen, die Haut zu trennen, zu zerstückeln oder zerstören, aber diese »Pelle« bestand aus einem ganz besonderen Material, das sehr widerstandsfähig war.

Bri-Onya schaffte es nicht.

Er schlug dagegen, und es war so, als hätte er gegen eine Mauer aus Hautgummi gedroschen, denn die scharfe, spitze Klinge prallte jedesmal ab und wurde zurückgeschleudert.

Sie kippte nach hinten, der Arm des Kämpfers wuchtete wieder nach vorn, das Schwert traf, prallte abermals ab, und so ging das Spiel einige Male hin und her.

Bis die Spinne plötzlich zerbrach.

Das geschah von einem Augenblick zum anderen und hatte auch seinen Grund. Auf dem Boden der gewaltigen Blase hatte sich eine Flüssigkeit abgesondert, die von den inneren Seiten produziert worden war.

Sie war das eigentlich Gefährliche!

Eine mörderische Säure, die alles bisher Bekannte übertraf und

vernichtend wirkte.

Auch bei der Spinne.

Plötzlich konnten wir von ihr nicht mehr viel erkennen, da sich während des Auflösungsprozesses erste Dampfschwaden bildeten, die unsere Sicht verschleierten.

Ich hörte Myxin sprechen. »Nur so kann man ihnen beikommen. Nur so…«

Und Bri-Onya versuchte alles.

Er hatte zwangsläufig vom zusammenbrechenden Rücken der Spinne rutschen müssen. Mit beiden Beinen stand er in der Säure, schaukelte durch die Gehbewegungen der Blase nach vorn und nach hinten, schlug dabei verzweifelt um sich, traf auch die Spinne und zerstörte das menschliche Gesicht, bevor die Säure es übernehmen konnte.

Es war ein verbissener, brutaler und letztendlich erfolgloser Kampf einer dämonischen Kreatur gegen ein ebenfalls dämonisches, künstliches Wesen, das stärker war als Bri-Onya.

Bei der nächsten Schaukelbewegung der Blase kippte er nach hinten, rutschte, verlor den Halt und fiel.

Er landete rücklings in dieser gefährlichen Säure.

»Das ist sein Ende!« hörte ich mich rauh krächzen, und ich hatte mich nicht geirrt.

Bri-Onya bekam nicht die Spur einer Chance. Die Säure war zu aggressiv.

Das Schicksal, das er uns so sehr gewünscht hatte, traf jetzt ihn.

Die Säure löste ihn auf.

Immer mehr Flüssigkeit sonderte die Blase von innen her ab. Sie fielwie ein zerstörender Regen nach unten und ließ den Pegel steigen. In der Masse schwammen Knochen. Es war nicht zu erkennen, ob sie Bri-Onya gehörten oder die schon zum größten Teil zerstörten Beine der Monsterspinne waren.

Die übrigen Spinnen hielten sich zurück. Sie schienen sich instinktiv vor dieser alles fressenden Flüssigkeit zu fürchten, die auch den Rest Bri-Onyas vernichtete.

Noch einmal drehte sich die Blase so, daß wir durch sie in das Gesicht des Mörders schauen konnten. Die Dämpfe wurden weggeweht, so daß wir sein Ende mitbekamen.

Von der Spitze löste sich ein Tropfen.

Dick und schwer fiel er nach unten – und traf genau.

Den klatschenden Laut hörten wir nicht, aber wir sahen den »Erfolg« dieser Blase.

Erst verteilte sie sich auf der Stirn, dann rann sie über das Gesicht der Gestalt und auf dem Weg schon sorgte sie für die grauenhafte Auflösung. Die Haut setzte ihr kaum Widerstand entgegen. Der Kopf und das Gesicht zerliefen, wurden zu einer schaurigen Fratze, die nach

vorn kippte und in dem kleinen mit Knochen gefüllten Säureteich am Boden liegenblieb.
»Weg!«
Myxin wußte, was er sagte. Diese Welt war trotzdem eine Falle.
Der Spuk würde sich bestimmt eine neue Teufelei ausdenken, und dem wollten wir entgegenwirken.
Karas magische Kraft, vereinigt mit der Magie ihres Schwertes, sorgte für unser Verschwinden.
Wir hatten uns gegenseitig angefaßt, und die Schöne aus dem Totenreich hielt die Verbindung zu ihrem Schwert aufrecht.
Die Welt der Dämonensonne verschwand.
Zuletzt sahen wir noch einen dunklen Würfel und vernahmen ein wütendes Fauchen.
Dann wußte ich wenigstens nichts mehr…

***

Ich trank, trank und trank!
Herrlich kühles Wasser, das aus einer Flasche in meine Kehle rann. Gleichzeitig fror ich auch, aber das war nicht wichtig, ich brauchte das Wasser wie ein Fisch.
Suko erging es nicht anders, auch er mußte trinken, denn irgendwie kamen wir uns innerlich verbrannt vor.
Aber wir hatten es überstanden. Wieder einmal…
Später saßen wir zusammen. Keiner von uns lachte, denn jetzt wußte ein jeder, wozu der Spuk in der Lage war. Er hatte den Würfel so manipulieren können, daß ich wohl kaum noch etwas mit ihm hätte anfangen können.
Als ich dies sagte, hoben die anderen die Schultern. »Vielleicht«, meinte Myxin.
»Wieso?«
Der kleine Magier hob die Schultern. »Es gibt Dinge, John, davon weißt du auch nichts.«
»Du denn?«
»Ja – und Kara auch.«
»Dann erzähle sie mir.«
Er wollte nicht. »Nein, noch nicht. Später vielleicht. Wahrscheinlich muß ich noch einige Dinge regeln und möchte erst nachschauen, ob ich mich nicht geirrt habe. Erlaubst du mir das?«
Ich lachte auf. »Bleibt mir etwas anderes übrig?«
»Wohl kaum, John, wohl kaum. Aber ihr solltet euch darauf einstellen, daß der Spuk mit Helfern agieren wird, gegen die eure Waffen machtlos sind.«
Das hatten wir inzwischen gemerkt. Wenn ich ehrlich war, fühlte ich mich verdammt unwohl.

Meinem Freund Suko erging es nicht anders. Das las ich von seinem ernsten Gesicht ab…

ENDE